

Editorial



Jenseits des Territoriums

Jenseits der Einzäunungen

CHRISTIAN HENNECKE

Seelsorge nicht von den Grenzen her denken!

THOMAS SCHLICHTING

Territoriale versus kategoriale Seelsorge – Modelle der Zukunft?

BARBARA WINTER-RIESTERER

Vom Terrain der Krankenhausseelsorge

CHRISTOPH SEIDL/MARTIN SEIDNADER

Raus aus dem Aquarium und hinaus aufs offene Meer!

BENJAMIN BRAUN

Vom Aufbrechen und Heimkommen

ANDY DINO IUSSA

Verstreut, vernetzt, verbunden: Glaube und Spiritualität in digitalen Räumen

ANDREA IMBSWEILER

Digitale Kirche – grenzenlose Lebenswirklichkeit mit Potenzial

STEFANIE UPHUES

Das Territoriale gibt es nicht mehr

P. ZACHARIAS HEYES OSB

AKTUELLES PROJEKT

Die genussvolle Art des Denkens

AKTUELLE STUDIE

Zwischen Bedeutungsverlust und Neuverortung

KIRCHE ENTWICKELT SICH

Synodalitäten

TERMINE & BERICHTE

Quereinstieg

„Flugversuche im Abwind“

Wenn mir Gott zerrinnt ...: Rückblick

Insel-Erfahrungszeit für Katechumenatsbegleiter:innen

BarCamp „Tell me more“

REZENSIONEN

Des Kaisers neue Kleider

Atheistisch glauben

Zu dieser Ausgabe

| Katholische Arbeitsstelle
| für missionarische Pastoral

[Impressum](#) | [Datenschutz](#) | [Redaktion](#)

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Die katholische Kirche ist eine Weltkirche, aber sie denkt sehr ortsbezogen und in festen Territorien. Egal wo ich lebe: Das Haus, in dem ich wohne, ist einem Bistum und einer Pfarrei zugeordnet und bestimmt meine Zugehörigkeit dort und umgekehrt die offizielle Zuständigkeit für mich und mein kirchliches Leben. In der Lebensrealität der meisten Katholik:innen spielt das allerdings nur an wenigen Punkten eine echte Rolle. Zugehörigkeit ist da eher Gefühlssache, und wir bestimmen längst selbst darüber, wo und in welchen Zusammenhängen wir unseren Glauben leben. Wir sind mobil und suchen uns das für uns Passende, am Wohnort oder anderswo, oder auch digital. Erst wenn es um Angelegenheiten geht, die amtlich in Kirchenbücher eingetragen werden müssen, werden dabei die territorialen Grenzen wirklich relevant, denn spätestens dann kommt gewöhnlich irgendwie *die zuständige Pfarrei* ins Spiel.

Man könnte also sagen, Territorien sind im Erleben der Gläubigen, zumindest bei uns, nur noch theoretische Größen. Seitens der Bistümer dagegen sind sie fast immer die wesentlichen Verwaltungseinheiten. Sie als (Groß-)Pfarreien, pastorale Räume – oder wie auch immer sie jeweils bezeichnet werden – zuzuschneiden und mit immer knapper werdendem Personal und Ressourcen auszustatten, damit das kirchliche Leben dort weiterläuft, so gut es eben noch geht, ist Gegenstand immer neuer Strukturprozesse. Was aber neben den territorialen Strukturen oder über sie hinweg geschieht, fällt dabei allzu leicht unter den Tisch. Nicht- bzw. überterritoriale Aufgaben, die sich statt der Struktur dem Bedarf nach entwickelt haben, wie klassische kategoriale Seelsorge, werden dann oft beschnitten und/oder der territorialen Struktur wieder untergeordnet.

Wir blicken in dieser Ausgabe auf die Folgen des territorialen Prinzips, aber vor allem auch auf die Bedeutung all dessen, was „quer“ dazu liegt, für Pastoral und Kirchenentwicklung, und hoffen, dafür neu den Blick zu schärfen. Was hat der Primat des Territoriums mit Macht und Kontrolle zu tun? Welche Beiträge leistet die kategoriale Seelsorge, gerade auch dann, wenn sie von der Territorialstruktur weitgehend unabhängig ist? Was bedeuten „ortlose“ digitale Angebote für die Zukunft der Pastoral, und was ist von Andersorten außerhalb der Struktur, etwa Klöstern, zu lernen? Zu diesen und ähnlichen Fragen hat für uns wieder eine Reihe von Autor:innen ihre jeweiligen interessanten und bedenkenswerten Perspektiven beigetragen.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Mit herzlichen Grüßen



Andrea Imbsweiler ist Referentin für Evangelisierung und Digitalisierung bei der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Foto: Angelika Kamlage, angelika-kamlage.de

Jenseits der Einzäunungen

Von der Zukunft ohnmächtiger Verkündigung

Der Begriff der Einzäunung ist durchaus negativ konnotiert, bedeutet er doch als Territorialität innerhalb kirchlicher Strukturen Kontrolle und nicht zuletzt Macht. Was heißt das aus kirchenentwicklerischer und pastoraler Sicht? Christian Hennecke stellt sich der Diskussion und wirft die Frage auf, inwiefern das vertraute Pfarrsystem ein Kontrollsystem ist, das durch seine hierarchisch verstandene Struktur Menschen zu wenig in den Fokus rückt. Was muss sich ändern, damit Kirche (wieder) zu einem Ort der spirituellen Beheimatung und Ermöglichung wird?

Macht und Territorium. Was für ein Zusammenhang! Auf den ersten Blick scheint es das doch heute gar nicht mehr zu geben. Sofort kommt mir ein Film in den Sinn, der das Ende dieser gewohnten Konstellation fiktiv in die 60er Jahre verlegt. Genauso ist es ja auch soziologisch. Der Film „Chocolat“ mit der bezaubernden Juliette Binoche und dem damals noch unbelasteten Johnny Depp illustrierte so wunderbar, dass die Konstellation von Pfarrer und Bürgermeister und ihre Macht über die Christen der Pfarrei zerbricht, wenn von außen neue Personen kommen, die charismatisch einfach machen, was sie spüren.

Und ja, das war ja auch die Zeit, in der sich kirchensoziologisch die katholischen Milieus aufzulösen begannen. Tatsächlich führen Mobilität und die Möglichkeit individueller Biographiegestaltung zu neuen Wahlmöglichkeiten – und eigentlich ist es das Ende einer geschlossenen und einhegenden Pastoral, einfach, weil der Großteil der Christinnen und Christen sich immer zuversichtlicher und klarer, mutiger und selbstbewusster gelöst haben aus einer vorgegebenen und ererbten Erfahrung: Man muss nicht mehr katholisch oder evangelisch sein, man muss nicht mehr nach den Ordnungen der Kirche praktizieren. Schon in den 60er Jahren erfahre ich in meiner eigenen Kindheit und Jugend diese Auflösungsprozesse – bis dahin, dass sich meine Eltern von der vorgegebenen Pfarrei lösen und dorthin gehen, wo es gute Predigten gibt.

Auflösungsprozesse und doch nicht

In der Reflexion über diesen langsamen und irreversiblen Veränderungsprozess rückte das Bild eines katholischen Aquariums immer mehr in den Blick: In einem geschlossenen Milieu war ein Ausbruch unmöglich. Mangelnde Praxis des Glaubens war sanktionierbar. Einschärfung von Normen und Vorgaben konnten durchgesetzt werden. Gleichwohl werden die „Scheiben“ des Aquariums hochgezogen. Und ja, viele schwammen und schwimmen ins offene Meer. Gleichwohl verlassen einige wenige – heute, viele Jahre später, sind es immer noch mehr als 4 Prozent im inneren Zirkel – den Rahmen nicht. Warum? Warum darf sich ein überkommenes Rahmenparadigma immer noch durchsetzen, in Kopf, Herz und Wirklichkeit?

Wer die eindrucksvolle Biographie von Ulla Hahn über Jugenderfahrungen im kölschen Katholizismus der 60er Jahre liest, der wird sich allerdings wundern, wie diese ambivalente Situation der Loslösung bei gleichzeitiger Restabhängigkeit sich auch 60 Jahre später immer noch zeigt. Vielleicht sogar noch machtvoller ...

Auch, wenn in restkatholischen Gemeindemilieus die Frage der Macht immer als Hintergrund mitschwingt, manchmal aber auch elegant oder schmerzlich umschiffet, intelligent ausgespielt oder klug weggeheuchelt wird – sie gewinnt am Ende dieser Epoche des kontrollierbaren und machtvollen Territorialkatholizismus plötzlich entscheidende Bedeutung: Der Schock der Missbrauchsfälle macht deutlich, dass es in der Kirche weiterhin asymmetrische Machtverhältnisse in der pastoralen Alltäglichkeit gibt. Jenseits der schrecklichen Geschehnisse sexuellen und geistlichen Machtmissbrauchs reicht ein Blick in die pastorale Praxis aus, um den falschen Gebrauch von Macht als alltäglich zu erkennen.

Es gibt aber umgekehrt – vielleicht auf Grund vieler vergangener Traumata – auch weiterhin eine merkwürdig klassische Bebilderung des Kirchenverständnisses in vielen Herzen und Hirnen. Dann bleibt vom Leben der Kirche nur noch die hierarchische Struktur, die auch heute noch Macht ausüben kann, selbst wenn doch jeder seinen Weg jenseits gehen könnte. Vielleicht sind inzwischen kirchliche Lebendigkeit und der „Leib“ so abgemagert, dass nur noch skelettöse Strukturen bleiben?

Das gilt es jedenfalls zu untersuchen. Wie ist in diesem Zusammenhang über Macht zu denken, und wieso ist es immer noch möglich, Kirche als eine hierarchische Machtpyramide zu verstehen? Wieso geschieht das immer noch – von beiden Seiten zweifellos?. Denn Machtansprüche funktionieren ja nur, wenn andere sie zulassen. Allerdings ist die Fixierung auf Machtfragen auch ein Zeichen für das Ende einer spätestens mit Konstantin eingespurten Kirchenkonstellation.



Dr. Christian Hennecke leitet die Hauptabteilung Pastoral des BGV Hildesheim.

Für den Kontext unserer Fragestellung ergibt sich ein theologischer Horizont und eine Agenda: Inwiefern ist Macht und Territorium theologisch und pastoraltheologisch in kirchenentwicklerischer Perspektive neu zu sortieren? Welches ist der eigentliche Sinn einer territorialen Verfasstheit der Kirche? Warum hängt das mit dem Verkündigungsauftrag zusammen? Und inwiefern braucht es ein neues Verstehen von Hierarchie, Gnade und Vollmacht unter dem Horizont konstitutiver Ohnmacht der Sendung?

Bevor wir allerdings hier einsteigen, soll noch einmal deutlich werden, wie – leider immer noch – Bilder nachwirken und Wirklichkeiten prägen, die mit der Freiheit des Evangeliums nichts zu tun haben.

Erfahrungen klerikaler Macht

Ich mag es kaum glauben, was ich da höre: „Weißt du, einige in der Pfarrei wollen mit einem Glaubenskurs beginnen“, erzählt der Pfarrer, „und ja, ich weiß, es ist kein selbstgestrickter, sondern ein gut durchdachter. Aber ich habe mich gefragt, ob das nicht Mehrarbeit für mich bedeuten würde. Und also habe ich den Initiatoren gesagt, dass wir das in unserer Pfarrei lieber nicht machen ...“

Ich finde es unglaublich: Da werden in einer Pfarrei sorgfältig Beerdigungsleiterinnen ausgebildet, aber dann wird ein Vikar eingesetzt, der gerne beerdigt. Und schon endet der Einsatz und das, obwohl der Bischof diese pastorale Ausrichtung im ganzen Bistum für verbindlich erklärt hat.

Mich erschüttert, wenn Gemeindereferenten in größeren pastoralen Räumen ihre Idee eines einheitlichen Kommunionkurses durchsetzen – und lokale Erfahrungen dabei keine Rolle mehr spielen. Arbeitsökonomie und Leistbarkeit gelten hier als nachvollziehbare Begründungen, die von – manchen – Katechetinnen akzeptiert werden: Andere gehen.

Es ist sehr erschütternd: „Weißt du, neulich habe ich zwanzig Minuten im Auto gegessen und geweint. Und ich habe mich gefragt: warum? Und es lag daran, dass ich zum ersten Mal in den letzten Jahrzehnten eine Predigt gehört habe, die mich angesprochen hat – von einem Gastpriester ...“ Es gibt tatsächlich Menschen, die das aushalten, hungern und sich verlassen fühlen, aber eben auch ausgeliefert – und bleiben.

Bei einer Begegnung mit einer Gemeinde sitzen mir fünf engagierte Personen gegenüber. Sie wollen für die Zukunft der Gemeinde neue Wege ausprobieren, damit mehr Personen sich angezogen fühlen. Und plötzlich fängt eine junge Frau zu weinen an: „Wissen Sie, wir stehen so unter Spannung, weil der Pfarrer unberechenbar cholerisch ist. Er brüllt mich oft an – und auch die Ministranten sind nicht sicher. Und er hat mich fertiggemacht“, sagt die junge Frau, Managerin in einer großen Bank in der benachbarten Großstadt ...

Solche Erfahrungen sind nicht die Regel. Und dennoch nicht selten. Und sie bezeugen – im 21. Jahrhundert – tatsächlich noch eine merkwürdige Abhängigkeit, die genau angeschaut werden will. Warum eigentlich „gehen“ Menschen nicht, wenn sie solche und ähnliche Phänomene erleben? Niemand hindert sie, und doch setzen sie sich einer Macht und einem Machtgebrauch aus, der mit der Gemeindekultur und Pfarrestruktur zusammenhängt.

Heimatlosigkeit und Klerikalismus

Wer in solchen Situationen nach dem „Warum“ des Bleibens fragt, der hört von vielen Engagierten, dass schließlich hier vor Ort „ihre Heimat“ ist, „ihre Gemeinde“, in der sie auch dann ausharren, wenn die Erfahrungen mit Priestern und Hauptberuflichen eigentlich ein Weggehen nahelegen. Hier wird der eigentliche Grund deutlich: Es geht bei der klassischen Konfiguration der Gemeinde eben nicht nur um eine Struktur und Form, sondern mit dieser Form verknüpft sich oft auch der einzige erfahrungsmäßig gedeckte Zugang zum Geheimnis der Mitte des eigenen Glaubens – eben die Glaubensheimat. Form und Inhalt des christlichen Glaubens sind oft wesentlich mit der Form gewohnter Gemeindekonstellationen verknüpft: Gottesdienst wird ausgehalten, Konflikte verdrängt und Machtspiele geduldet. Das gilt – in außergewöhnlicher Leidensfähigkeit des „heiligen Volkes Gottes“ – gerade auch dann, wenn die Pfarrei nicht als Raum der Freiheit erlebt wird, sondern als beengender Raum, der mit Vorgaben und Normen und willkürlichen Geboten gepflastert wird: verpflichtende Gottesdienstbesuche, keine Variabilität bei der Feier der Sakramente, undurchsichtige Vorgaben und willkürliche Verweigerungen von Dingen, die anderswo schon Standard sind.

Das Systemgefüge des Territoriums ist offensichtlich hier erfahrbar als Raum asymmetrischer Machtbeziehungen: Weil die Verantwortlichen „zuständig“ sind, ist man ihnen ausgeliefert, dann wenigstens, wenn man nichts Anderes kennt.

Denn eigentlich schon immer war die Pfarrei als territoriale Grundeinheit pastoraler Sorge nicht der exklusive Ort kirchlicher Existenz: Wallfahrtsorte, Ordensgemeinschaften (in Hülle und Fülle), geistliche Gemeinschaften, Bruderschaften und andere charismatische Aufbrüche standen Menschen frei, die auf der Suche nach ihrer Glaubenserfahrung und Glaubensheimat waren und sind.

Und zugleich wurde durch die sakramentale Versorgungslogik und ihre scheinbar normativen Vorgaben wie die Sonntagspflicht, die „Formpflicht“ im Blick auf das Ehesakrament, die zunehmende Bevormundung im Blick auf die Sakramentenvorbereitung (Taufe, Erstkommunion, Firmung), die den Eltern nicht mehr die religiöse Sozialisation zutraut, die eigentliche Grundperspektive und der Sinn einer territorialen Struktur umgekehrt: Sinngebend wurde nun Kontrolle, damit alle richtig und recht glauben. Je mehr Glauben nicht gegründet war in einer persönlichen Glaubenserfahrung, sondern in einer

sozial kontrollierbaren Konvention, die von Generation zu Generation vererbt wurde, desto klarer war ja auch, dass es eine Kontrolle geben musste, damit der Pflicht Genüge getan wurde – Inhalte waren nicht so wichtig: Beichte und Kommunionbildchen, Predigtabfrage im Religionsunterricht, sonntägliche Präsenzpflicht – für alle Pfarrangehörigen. So wurde das Pfarrsystem zum Kontrollsystem.

Und tatsächlich reagierten und reagieren Pfarrer zum Teil – manchmal bis heute – mürrisch, wenn Pfarrangehörige andere Orte als geistliche Heimat finden, die „außerhalb“ des Territoriums liegen: Werden hier nicht Jugendliche und Erwachsene „abgezogen“?

Wenn man aus dieser Perspektive schaut, dann wird deutlich, dass mindestens in der Praxis die Pfarrei – in einer durchklerikalisierten und durchhierarchisierten Kirche, die aus der Logik von Herrschenden und Untergebenen funktionierte – zu einem Territorium wurde, das als Weide zu verstehen ist: Eingezäunt und von Hirten geführt erleiden die Schafe kein Unheil. Die wilden Schafe gilt es einzufangen, und gut zu weiden, wenn auch mit klaren Sanktionen – ähnlich einem elektrischen Weidezaun.

Umgekehrt gibt es natürlich auch sehr viele positive Erfahrungen: Der gesteckte territoriale Rahmen ermöglicht eine Örtlichkeit und Nähe, die Beziehungen ermöglicht und Anonymität verhindern könnte. Gelungene Einbindung vieler Menschen geschieht in überschaubaren und beziehungsreichen Zusammenhängen (digital wie analog). Gemeindefeste, gemeinsame Initiativen und Gruppen leben aus einer räumlichen Nähe. Gemeinschaft wächst nicht abstrakt. Die seit Jahrzehnten starken Proteste gegen die „Fusion von Pfarreien“ und die Bildung von „Pastoralen Räumen“ machen deutlich, wie sehr nicht wenige Menschen einen beziehungsreichen Raum suchen, wo Vergemeinschaftung und gemeinsame Initiative erst möglich wird.

Zu fragen ist hier also, ob dieser Ertrag und diese positive Perspektive zusammenhängt mit der zugleich abgelehnten Kontroll- und Machtperspektive, die die Rede von Territorium als Zugehörigkeitsort mit sich bringt.

Hier wird die merkwürdige Janusköpfigkeit der territorialen Erfahrung in den Blick zu nehmen sein: Sie ist wichtig, weil Christsein und Christwerden immer in konkreten Beziehungsverhältnissen und also örtlich (oder vielörtlich) geschieht – sie wird zur Grenze, wenn Machtverhältnisse einengend wirken. Die Frage ist fundamental: Kann es auch anders gedacht werden, ohne im Binom Beziehungsreichtum und Kontrollmacht stecken zu bleiben?

Neu fragen lernen

Offensichtlich: Denn nachdem 99 der 100 Schafe das Weite gesucht haben und Grenzzäune ohne jede Sanktion übersteigen konnten, vielleicht auch weil sie gar nicht wirklich vorhanden waren, und wenn sie eine neue Weite und neue Orte gefunden haben oder vielleicht auch noch auf der Suche nach Selbstversorgung oder guten Orten sind, stellt sich die alte Frage neu: Ist die Idee des Territoriums und der Gemeinschaft des Volkes Gottes in diesem territorialen Bereich tatsächlich auch theologisch (und kanonisch) eine Machtfrage? Geht es um Kontrolle? Geht es um die Stabilisierung von asymmetrischen Machtverhältnissen einer pyramidal von oben nach unten durchkonstruierten Kirche?

Selbst wenn diese Perspektive – eingebunden in gesellschaftliche Parallelen und tief gegründet in traumatischen Erfahrungen – leitend ist, wenn selbst in einer binnenkirchlichen wie nachchristlichen Öffentlichkeit diese Bilder immer noch erkenntnisleitend und prägend-abschreckend sind, selbst wenn auch die Zukunft des Christentums von einer solchen Perspektive gesehen und entsprechend polemisch und gegenabhängig bekämpft wird, dann muss nun doch tiefer gefragt werden: Entspricht diese erfahrene und dysfunktionale Wirklichkeit der Grundidee einer territorialen Seelsorge? Und wie kann angesichts der gewachsenen und geistgewirkten Freiheit vieler Christinnen und Christen eine territoriale Perspektive neu gegründet und begründet werden?

Eine Antwortskeizze soll gewagt werden.

Von der Sendung her denken

Es kommt auf den theologischen Ausgangspunkt an: Ist die Kirche zuerst eine Sammlungsbewegung, dann wäre ja klar, dass es um Sammlung und Einhegung der Gesammelten geht, die dann betreut werden müssen. Biblische Bilder wie das von „Hirt und Herde“ können gerne so ausgelegt werden, wenn man dann – theologisch unterkomplex – die Bischöfe und Pfarrer und ihr Personal als die Hirten sieht, die die Herde – das Volk – zusammenhalten sollen. Der „Dienst an der Einheit“ kann dann ganz schnell zu einem machtförmigen Kontrollmechanismus verkommen, siehe oben.

Theologisch gilt aber: Gott sammelt sein Volk, er ruft Menschen in seine Gemeinschaft und baut seine Kirche auf. Er sammelt Menschen und ruft sie, das Evangelium zu verkünden. Es geht darum, dass die frohe Botschaft alle Menschen anrühren, prägen und verwandeln kann: „Geht hinaus in die ganze Welt...“ (Mt 28,20). „Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch...“ (Joh 20,19–23).

Um diese Sendung zu allen geht es. Und wenn es einen Auftrag an die Apostel gibt, und wenn es eine Ausbildung von Ämtern geht, dann geht es bei den ausgesandten Aposteln, den Wanderaposteln in der Zeit des frühen Christentums und schließlich auch bei den *Episkopoi* um die Frage, wie das Evangelium und damit die Wirklichkeit der Geisteskraft allen Christen und allen Menschen zuteil wird.

Kirche wird also hier nicht als strukturierter „Herrschaftsraum“ über Christen gesehen, sondern als der Raum, in dem die geistvolle und sich schenkende (und also sakramentale) Wirkkraft des Evangeliums Menschen erreichen kann, sie stärkt und verwandelt. Wer Christ, wer Christin geworden ist, bedarf dieser Kraft immer wieder neu, um seinen mystagogischen Weg in das Geschehen des Reiches Gottes mitten unter uns erleben, erfahren, erlernen zu können.

Und deswegen geht es beim „Amt“ und „Aufträgen“ immer nur darum, wie die ursprüngliche Lebenswirklichkeit des Reiches Gottes, wie das Evangelium bei Menschen ankommen kann. Diese „amtliche Konfiguration“ versteht sich als Fortsetzung eines Auftrags, der immer wieder – und nur – die Vergegenwärtigung des Ursprungs ermöglicht: Das „Heil“ verstanden als zu verkündende Grundwirklichkeit ist Inhalt dieses Auftrags. Sichtbar wird dies in den Sendungsgeschichten etwa bei Lukas (Lk 9,1–6 und besonders Lk 10,1–11): Die Sendung hat zum Ziel, die Wirklichkeit des Gottes, der die Tiefendimension alles menschlichen Lebens ist, ins Licht zu rücken und ins Spiel zu bringen, weil hier Heil, Freiheit und Leben zu erfahren sind. Wenn in diesem Kontext von „Vollmacht“ die Rede ist, dann ist einerseits klar, dass diese Vollmacht nichts mit „menschlichen Machtspielen“ zu tun hat – das Evangelium spricht hier eine deutliche Sprache: Es ist offensichtlich eine menschliche Versuchung, aus diesem Dienst eine Machtposition zu zimmern. Die Folgen sind durch alle Zeiten schrecklich sichtbar, haben aber mit dem Grundvollzug der Sendung nichts zu tun: Die Macht ist hier die Kraft jenes Geistes, die sich ereignen kann in Menschen – hier wäre Sakramentalität neu zu durchdenken.

Ähnliches gilt dann auch für alle institutionellen Strukturen. Sie haben theologisch wie pastoral nur einen Sinn: einen Ermöglichungsraum schaffen, der die Sehnsucht, den Hunger, die Leidenschaft für das Evangelium fördert, entzündet, Herzen brennen lässt (Lk 24) – und dies, damit die Sendung und Mission weitergehen kann. Die „hierarchische“ Struktur darf dann eben nicht – wie die ständigen Fehlformen durch die Geschichte belegen – in asymmetrischen Oben-Unten-Strukturen verstanden werden, wie sie in der bekannten Klerus-Laien-Konfiguration immer noch fröhliche und polemische Urstände feiert. Die Herrschaftsstruktur von Profis und Laien, lehrender und hörender Kirche, betreuender und helfender (Ehrenamtliche als Helfer?) Kirche führt zu einer Deformierung der Idee: Eigentlich geht es darum, dass Christinnen und Christen ein Recht auf den „heiligen Ursprung“ haben, aus dem sie ja leben. Hierarchie soll also eigentlich sichern helfen (wenn das denn geht), dass die echte Botschaft, die echte Grundwirklichkeit und ihre Erfahrung die Menschen erreicht.

Man sieht: Da hat sich in der Tat – und unfehlbar schnell – jene Deformation der DNA einer kirchlichen Grundgestalt ereignet, die jenseits der Grundidee die Kirche zum Ort der Machtversuchungen und der Machtspiele machte, siehe oben.

Jenseits der Einzäunungen...

Positiv gesprochen würde dann eine neue Theologie der Pfarrei (und auch des Bistums) die geprägten Verhältnisse auf den Kopf stellen. Nicht das Territorium und seine Herrschaftsverhältnisse stehen dann im Fokus, es geht nicht um die Frage, wer hier wem zugeordnet und untergeordnet ist, sondern es geht um Grundrechte der Christinnen und Christen: das Recht auf eine Verkündigung des Evangeliums, das Recht auf die Teilhabe an der sakramental gefassten Wirklichkeit des Reiches Gottes spiegeln die Notwendigkeit, Anteil am geschenkten Leben des Reiches Gottes zu haben, ohne die Nachfolge und Sendung nicht gelebt werden können.

Pfarrei ist – ja – ein Territorium, aber hier geht es nicht um Einhegung, sondern um Ermöglichung christlicher Existenz. Die institutionellen Strukturen sollen dieser Ermöglichung dienen, das Amt steht im Dienst an dem von Gott gesammelten Volk und eint es durch diesen Dienst. Gott ist der Handelnde, wie *Lumen gentium* 4 auf konzilstheologisch formuliert:

„Der Geist wohnt in der Kirche und in den Herzen der Gläubigen wie in einem Tempel (vgl. 1 Kor 3,16; 6,19), in ihnen betet er und bezeugt ihre Annahme an Sohnes Statt (vgl. Gal 4,6; Röm 8,15–16.26). Er führt die Kirche in alle Wahrheit ein (vgl. Joh 16,13), eint sie in Gemeinschaft und Dienstleistung, bereitet und lenkt sie durch die verschiedenen hierarchischen und charismatischen Gaben und schmückt sie mit seinen Früchten (vgl. Eph 4,11–12; 1 Kor 12,4; Gal 5,22). Durch die Kraft des Evangeliums lässt er die Kirche allezeit sich verjüngen, erneuert sie immerfort und geleitet sie zur vollkommenen Vereinigung mit ihrem Bräutigam.“

Damit wird klar: Nicht ein Amtsträger, eine Hauptberufliche oder irgendwer sammelt hier das Volk Gottes (und hätte Auftrag und Macht dazu), sondern das Volk ist gesammelt durch den Ruf Gottes und erwartet geschenkte Lebendigkeit, um die Sendung in der Weltwirklichkeit zu leben. Natürlich wachsen aus dieser Sendung Erfahrungen der Kirche (nicht umsonst sprechen die Anglikaner von einer *mission shaped church*). Es wächst aus dieser Kraft Gemeinschaft, ja Gemeinschaften unterschiedlichster Form und Art (wieder die Briten: *mixed economy of church*), die den „Verjüngungsprozess“ der Kirche (siehe LG 4) und also die zeitgemäße Vergegenwärtigung der Reich-Gottes-Erfahrung ermöglichen.

Von der Zukunft ohnmächtiger Verkündigung

Wer sich allerdings, wie hier vorgeschlagen, von einer gewöhnlichen Territorial- und Machtlogik abwenden will, wer vom Evangelium aus Abschied nimmt von einer machtvoll pelagianischen Idee der Verkündigung, die ankommen muss, weil die Zäune

verunmöglichen, sich anderswo umzusehen, wird auch erfahren, dass dann Sendung und Verkündigung nur noch funktionieren, wie es schon die Sendungsberichte aus dem Lukasevangelium nahelegen. Machtlos und konstitutiv ohnmächtig geht Verkündigung dann, wenn sich Begegnung ereignet und jener Raum sich öffnet, in dem sich die Wirklichkeit der Gegenwart Gottes ereignen kann. Jenseits machtvoller Einzäunungen und jenseits erwünschter Glaubensweitergabe wird Verkündigung wieder das, was sie ist: Gnade, die nie in der Hand von Menschen sein kann; Wunder und Geschenk des Sich-ereignen des Reiches Gottes.

Dieses Abenteuer des 21. Jahrhunderts (wie aller Jahrhunderte) liegt gerade dann vor uns, wenn wir endlich verzichtet haben, Macht und Territorium mit den Grundhaltungen des Evangeliums zu verwechseln.

Literatur

Hahn, Ulla, Das verborgene Wort, München 2003.

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion

Seelsorge nicht von den Grenzen her denken!

Ein Zwischenruf

Angesichts der Herausforderungen struktureller Veränderungen in der Kirche gilt es, zum einen Seelsorge erreichbar zu gestalten und sie zum anderen nicht von territorialen Grenzen her zu denken. Dieser Beitrag soll eher als Zwischenruf verstanden werden, nicht als Rezept oder Patentlösung, die unsere Personal- und Finanzschwierigkeiten zu lösen imstande ist.

Strukturen mit Stift und Landkarte?

Seit Jahrzehnten begleiten Strukturveränderungen in der Pastoral die in den (Erz-)Diözesen tätigen Verantwortungsträger:innen auf allen Ebenen. Der Mangel an Personal und an den nötigen finanziellen Ressourcen nötigt die Verwaltungen der Diözesen dazu, bisherige Strukturen zu reformieren, Pfarreien zusammenzulegen oder deren Grenzen zu erweitern. Da auch die Zahl der Mitglieder der Kirche und insbesondere der aktiv an den kirchlichen Angeboten teilnehmenden Menschen zurückgeht, scheint sich rein mathematisch das Verhältnis von Hauptamtlichen in der Seelsorge und den Gläubigen gar nicht so stark zu verändern. Die praktische Erfahrung mit den Strukturreformen in den (Erz-)Diözesen Deutschlands zeigt jedoch, dass die Menschen gewohnte Bezugsgrößen nicht gerne zurücklassen. Strukturveränderungen, die von den Initiator:innen der Veränderungen „auch als Chance“ verstanden werden sollen, greifen offenbar doch mehr in das Lebens- und Glaubensgefühl der Menschen ein, als man meinen möchte.

Wenn Bischöfe und die Verantwortungsträger:innen in den Diözesen Strukturreformen in Angriff nehmen, dann ist die Versuchung groß, erst einmal zu Stift und Landkarte zu greifen. „Die Kirche darf sich nicht aus der Fläche zurückziehen“ – so lautet die unverrückbare Vorgabe. Dabei ist dieses Anliegen grundsätzlich berechtigt, denn Seelsorge sollte für die Menschen erreichbar bleiben.

Die möglichst barrierefreie Erreichbarkeit von Seelsorge ist aber etwas anderes als jene Vorstellungen, die mit dem Territorialprinzip noch zumindest den Schatten jener Feudalzeiten verbinden, in denen der Pfarrherr neben der weltlichen Herrschaft ein bestimmtes Gebiet sein Eigen nennen konnte, zumindest was die dort wohnhaften Seelen anging. Man war „Pfarrer von ...“ und die Identifikation mit dem Territorium als solchem war bei den Geistlichen in der Regel sehr groß. Diese Haltung sollte man aus heutiger Sicht nicht verurteilen. Diese Zeiten waren von einem hohen Verantwortungsbewusstsein der Pfarrer für „ihr“ Territorium geprägt. Man sorgte sich, wenn Menschen nicht mehr zum Gottesdienst kamen, und empfand physischen Schmerz, wenn die Zahl der Osterbeichten zurückging.

Entgrenzungen allenthalben

Inzwischen sieht unsere Gesellschaft aber ganz anders aus und ist von Vielfalt geprägt: religiös, konfessionell, weltanschaulich. Es gibt nahezu kein – wie auch immer – umgrenztes Gebiet, in dem die Bevölkerungszahl auch nur annähernd der Zahl der dort lebenden Katholik:innen entspricht. Als katholischer „Pfarrer von“ teile ich mir die Zuständigkeit in Sachen Religion auf demselben Territorium mit evangelischen Pastor:innen, Imamen und anderen Religionsvertreter:innen.

Die Erfahrung mit den Strukturreformen in den letzten Jahren und Jahrzehnten zeigt, dass es nicht gelungen ist, alte Strukturen einfach durch neue zu ersetzen. „Pfarreien neuen Typs“ oder andere Bezeichnungen für größere Seelsorgeräume konnten die Pfarreien alten Typs nicht wirklich ersetzen. Bei den Menschen leben die alten Strukturen weiter, und wenn nicht durch einen radikalen Schnitt Kirchen verkauft oder ersatzlos abgerissen werden, sehen sie keinen Anlass, in den neuen Seelsorgeräumen genauso zu denken und zu empfinden, wie sie das in der klassischen Pfarrei getan haben. Kurz: Die Pfarrei ist nicht tot, ebenso wenig nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Pfarr-Gemeinden, die sich auf der Grundlage der Gemeindeftheologie am Ideal einer „lebendigen Gemeinde“ orientierten. Die neuen und größeren Strukturen haben die alten nicht einfach ersetzt, vielmehr sind neue Organisationsformen dazugekommen. Die Leiter von Pfarrverbänden und Pfarreien können viele Geschichten davon erzählen, wie unterschiedlich sich ihre jeweilige Rolle in den einzelnen Pfarreien gestaltet, je nach den Traditionen in diesen Pfarreien.

Umso mehr scheint es mir wichtig, Seelsorge bei den sicher notwendigen Wandlungsprozessen nicht von den Grenzen her zu denken. Bei einem starren Festhalten am kirchenrechtlich vorgegebenen Pfarrprinzip, bei dem immer ein Priester an der Spitze einer Verwaltungseinheit – welcher Größe auch immer – stehen muss, dürfen wir den Menschen nicht böse sein, wenn sie weiterhin in den für sie wichtig gewordenen traditionellen Grenzen



Ordinaratsdirektor Thomas Schlichting ist Priester und leitet das Ressort Seelsorge und kirchliches Leben im Ordinariat der Erzdiözese München und Freising.

Foto: © Klaus D. Wolf, www.wolf-bild.de.

denken.

Seelsorge ist ein ganzheitliches und mehrdimensionales Interaktionsgeschehen

Im März 2022 haben sich mit dem Papier „In der Seelsorge schlägt das Herz der Menschen“ die deutschen Bischöfe – in diesem Umfang erstmalig – zur Seelsorge geäußert.

Bei dem Papier fällt auf, dass für kirchliche Seelsorge eine ganze Reihe von Koordinaten wichtig sind. Seelsorge wird als ganzheitliches und mehrdimensionales Interaktionsgeschehen in einer pluralen Gesellschaft verstanden, in dem die Feier der Sakramente entlang der Biografien der Menschen ebenso zentral ist wie die Nähe zu den Menschen in ihren jeweiligen Lebenssituationen. Dabei sind Räume und Orte wichtig, um eine sich an Qualitätsstandards orientierende Seelsorge zu ermöglichen. Seelsorge muss sich auch abgrenzen gegenüber missbräuchlichen Formen.

Die territoriale Abgrenzung von Seelsorge spielt jedoch in dem Papier eine untergeordnete Rolle. Dies korrespondiert mit den zahlreichen Ansätzen, als Bezugsgröße für das seelsorgliche Agieren den Sozialraum zu sehen. Dem liegt das Verständnis zugrunde, dass ein Team von Seelsorger:innen erreichbar ist für die Menschen im Sozialraum und deren seelsorgliche Bedürfnisse von der Feier der Sakramente über das Einzelgespräch bis zum Treffen von Jugendgruppenleiter:innen oder dem Senior:innenclub.

An diesem Ansatz gibt es auch massive Kritik von theologischer Seite. Der Sozialraum sei schließlich keine kirchliche Größe. Dem ist entgegenzuhalten: Das soll er auch nicht sein und werden. Er ist nicht die „Pfarrei neuen Typs“, er ist nicht der Raum, mit dem wir neue Grenzen setzen und in den wir alte Vorstellungen von kirchlicher Hoheit über Territorien hineinprojizieren könnten. Das liegt in erster Linie daran, dass es je nach Betrachtungsweise unterschiedliche Sozialraumdefinitionen gibt. Eine verbindliche Verständigung über exakte Grenzen eines Sozialraums wird es daher nicht geben, allenfalls pragmatische Lösungen wie die vorhandenen Stadt- oder Landkreisgrenzen.

Feststellbar sind aber gemeinsame Themen aller in einem Gebiet wirkenden gesellschaftlichen „Player“, die auf die Menschen in einem Sozialraum schauen.

Zukunftsmusik: Verbindlichkeit und Vernetzung

Für das kirchliche Wirken bedeutet das: Pastorales Handeln im Sozialraum setzt die Verzahnung von territorialen und kategorialen Strukturen der Seelsorge und die Vernetzung von Seelsorge, Caritas und Bildung voraus.

Wenn wir Seelsorge nicht von den territorialen Grenzen her definieren, bedeutet das nicht, dass es keine definierten Aufgaben für die Seelsorger:innen gibt. Im Gegenteil: Es braucht für alle in der Seelsorge Wirkenden verbindliche Aufgabenzuschnitte. Eine, wenn auch oft nur gefühlte Allzuständigkeit für immerzu wachsende Territorien erhöht die Berufszufriedenheit der hauptamtlichen Seelsorger:innen nicht. Und auch die nicht hauptamtlich in der Kirche Engagierten brauchen verlässliche Bezugsgrößen ihres Engagements. Sie verstehen sich ungern als schnell einspringende Lückenbüßer für das hauptamtlich nicht mehr Leistbare.

Das kirchliche Wirken in Sozialräumen erfordert sicherlich einen gravierenden Prozess des Umdenkens. Anders als bei einem territorial bestimmten Wechsel der Bezugsgröße („Wir gehören jetzt zu ...“) ist dieser Paradigmenwechsel aber ein Wechsel der Arbeitsweise und somit prinzipiell erlernbar.

Wenn es uns gelingt, diesen Umdenkprozess zu gestalten, Seelsorge nicht von territorialen Grenzen her zu definieren und uns gleichzeitig der Herausforderung zu stellen, die Erreichbarkeit von Seelsorge in der Fläche zu gewährleisten, werden wir gewiss nicht alle strukturellen Probleme der katholischen Kirche in unserem Land lösen. Wenn wir beim Planen und Gestalten von Seelsorge zunächst einmal Stift und Landkarte aus der Hand legen, könnte es gelingen, Reibungsverluste durch Konflikte um neue Grenzziehungen zu vermeiden. Wir könnten uns freimachen von der Notwendigkeit, alle paar Jahre anhand der Zahl der jeweils „leitungsfähigen Pfarrer“ neue Grenzen zu ziehen und für die Menschen neue Bezugsgrößen zu schaffen, in die sie sich nur schwer einpassen möchten.

Die sich am Sozialraum orientierende Seelsorge will die „vor Ort“ kirchlich Engagierten für die gesellschaftliche Vielfalt des Raumes sensibilisieren, in dem sie schon wohnen.

Territoriale versus kategoriale Seelsorge – Modelle der Zukunft?

Die klassische Diastase von territorialer und kategorialer Pastoral führt in den sich verändernden Kontexten der Seelsorge nicht weiter. In der zukünftigen Pfarrei wird dezentral mehr Verantwortung wahrgenommen werden für die Organisation und Gestaltung von Pastoral durch Generalisten und Spezialistinnen gleichermaßen und in gegenseitiger Zuordnung, je nach Kontexten und Gaben.

Frau Schmitt und Frau Meier

Zunächst möchte ich Ihnen einen fiktiven „idealtypischen“ Tag zweier Seelsorgerinnen vorstellen, wie er an vielen Orten in Deutschland stattfinden könnte:

Um 8:00 Uhr beginnt der Morgen von Frau Schmitt mit dem Religionsunterricht in der örtlichen Grundschule. Im Anschluss trifft sie sich als geistliche Begleiterin zum Arbeitsfrühstück mit dem ehrenamtlichen Leitungsteam der örtlichen Frauengruppe. Als nächstes steht ein Trauergespräch mit der Familie des kürzlich verstorbenen Altbürgermeisters im Kalender. Kurz nach 12:00 Uhr geht sie im Pfarrbüro vorbei und gibt Rechnungen ab. Sie nimmt die neuen Formulare für die Aufwandsentschädigung für Ehrenamtliche mit, die sie später durchlesen wird. Nach einer Mittagspause trifft sie mit dem ehrenamtlichen Team „Katechese“ letzte Absprachen zum anschließenden Weggottesdienst in der Kirche für die 25 Kommunionkinder und deren Familien. Im Supermarkt beim Einkauf begegnet sie Herrn Wischniewski. Im Gespräch wird ihr deutlich, dass der alte Mann seit dem Tod seiner Frau zunehmend vereinsamt und leicht verwahrlost wirkt. Sie ruft deswegen von zu Hause aus Herrn Zimmermann an, der sich im Gemeindeteam um soziale Fragen kümmert, und bittet ihn um eine sensible Kontaktaufnahme. Am Abend steht die vermutlich kritische Sitzung im Pfarrgemeinderat an, in der u. a. über die zukünftige Nutzung von Kirchen und Gemeindezentren sowie über anstehende Veränderungen bei der kirchlichen Sozialstation diskutiert wird.

Ihre Kollegin, Frau Meier, startet den Arbeitstag gemeinsam mit ihrem evangelischen Kollegen. Sie besprechen miteinander, wer heute auf welcher Station im Krankenhaus unterwegs sein wird. Es steht auch die nächste Sitzung des Ethikkomitees zum Thema „assistierter Suizid“ an. Die beiden Seelsorgenden stimmen nochmals ihre Positionen ab und die Perspektive, die sie aus Sicht der Klinikseelsorge einbringen wollen. Beim Besuch am Krankenbett von Herrn Yilmaz wird deutlich, dass er unsicher ist, wie es für ihn als alleinstehende Person nach dem Krankenhausaufenthalt weitergehen soll. Frau Meier nimmt Kontakt zum Sozialdienst auf. Eine Sozialarbeiterin besucht trotz dichten Terminkalenders daraufhin Herrn Yilmaz und kann die wichtigsten Fragen klären. Um 12:00 Uhr leitet Frau Meier den Mittagsimpuls in der Klinikkapelle. In der Mittagspause kommt sie mit den Pflegekräften ins Gespräch und erfährt, dass sich die Pläne zur Fusion des Krankenhauses mit einer anderen Klinik verdichten. Die Pflegenden berichten von ihren Ängsten, zusätzlich zum anstrengenden Pflegealltag. Frau Meier bespricht sich mit dem evangelischen Kollegen. Sie beschließen, einen Termin mit dem kaufmännischen Direktor zu vereinbaren, um die Sorgen der Mitarbeitenden zu thematisieren. Die Sitzung des Ethikkomitees dauert länger. Frau Meier kann nicht bis zum Ende bleiben, da sich die Intensivstation meldet und darüber informiert, dass ein Kind, das bei einem Unfall schwer verletzt wurde, trotz aller Bemühungen gestorben ist. Die verzweifelten Angehörigen benötigen Beistand.

Die müßige Frage nach der „eigentlichen“ Seelsorge

Am nächsten Tag findet eine Dekanatskonferenz statt. Die beiden Frauen tauschen sich zum Thema Seelsorge der Zukunft aus. Frau Meier als Klinikseelsorgerin verweist auf das Beispiel Jesu und auf Gedanken von Papst Franziskus. Sie erklärt, dass die „eigentliche“ Seelsorge an Orten wie Krankenhäusern, Gefängnissen oder Altenheimen geschehe. Dort sei Kirche bei Menschen „am Rande“ unterwegs und ganz bei den Sorgen und Nöten der Einzelnen. Im Gegensatz dazu sei jede andere Seelsorge nur in einer kirchlichen Binnenblase unterwegs und verliere die Bedürfnisse der Menschen schnell aus dem Blick. Sie schließt mit der Aussage, dass dort nur ein überkommenes Programm abgespielt werde und nicht wirklich Seelsorge stattfinde. Weiter betont sie ihre eigene Professionalität, aufgrund von Zusatzausbildungen im Bereich der Gesprächsführung und von ethischen Fragestellungen erworben, die sie zur Seelsorge besonders qualifizierten.

Frau Schmitt ist über die Positionen ihrer Studienfreundin bestürzt und wirft ihr vor, dass sie sich letztlich in eine Nische zurückgezogen hat, in der sie sich in möglichst großer Distanz zum sonstigen kirchlichen Alltag, seinen Herausforderungen und Stresssituationen bequem



Barbara Winter-Riesterer leitet die Projektkoordination des Prozesses Kirchenentwicklung 2030 und ist stellvertretende Leiterin der Hauptabteilung 6 – Grundsatzfragen und Strategie im Ordinariat der Erzdiözese Freiburg.

eingerrichtet hat.

Um die Situation zu entspannen, wird der ehrenamtliche Dekanatsratsvorsitzende, der beruflich im Management eines Unternehmens tätig war, gebeten, aufgrund der geschilderten Arbeitstage zu entscheiden, wo aus seiner Sicht die Botschaft des Evangeliums stärker gelebt und verkündet wird. Zugegeben, so deutlich werden die „Kämpfe“ zwischen kategorialer und territorialer Seelsorge selten ausgetragen. Aber wie würde die Antwort des Gremienvorsitzenden wohl aussehen? Es lässt sich vermuten, dass er die Frage nicht versteht. Die Begriffe territorial und kategorial, verbunden mit „Seelsorge“, sind heute außerhalb von kirchlichen Berufsverbänden, Ordinariaten bzw. Generalvikariaten nahezu unbekannt. Der angedeutete Gegensatz erschließt sich nicht aus sich selbst, da Seelsorge in der Regel (außer in digitalen Formaten) an einem konkreten geografischen Ort geschieht, also territorial. Im skizzierten Beispiel ist dies ein Krankenhaus bzw. eine Kommune; in der Notfallseelsorge ist es der Landkreis usw. Auch der Begriff „kategorial“ sagt alles und nichts. Ist Jugendseelsorge eine themenorientierte und damit kategoriale Seelsorge oder geschieht sie in einer Pfarrei und damit territorial? Sind Zielgruppen immer kategoriale Seelsorge? Bin ich dann als Mensch mit einer Hörschwäche ausgeschlossen von der territorialen Seelsorge, da ich der Zielgruppe „Seelsorge für Menschen mit Behinderung“ zugerechnet werde? Was sind Orte von Seelsorge – das Pfarrhaus, die Kirche und das Gemeindezentrum – das Familienzentrum aber schon nicht mehr? Und ehrlich: Wem würden diese Zuordnungen überhaupt helfen? Am Ende stellt sich damit auch die Frage, ob ein Bereich von sich sagen kann, dass er die „wirksamere“ Seelsorge im Sinne des Auftrages Jesu darstellt.

Seelsorge erfordert gleichermaßen Beziehungen und Kenntnisse

Im Prozess Kirchenentwicklung 2030 der Erzdiözese Freiburg wurde 2019 in einer ersten Phase die Frage der Zukunft territorialer und kategorialer Seelsorge intensiv in einer sogenannten Fachgruppe diskutiert. Auftrag war u. a., einen Vorschlag zur Zukunft der kategorialen und territorialen Seelsorge zu erarbeiten. Schnell wurde deutlich, wie wenig eine Unterscheidung hier zukunftsweisend ist. Es entstand eine Diskussion zur Frage, was Seelsorge kennzeichnet, ähnlich wie es das Dokument der Deutschen Bischofskonferenz „In der Seelsorge schlägt das Herz der Kirche“ darlegt. Die Überlegungen konnten an eine Arbeitsgruppe zur Vision und diözesanen Strategie weitergegeben werden, so dass im aktuellen Leitbild des Erzbistums formuliert wurde: „Wir glauben der Frohen Botschaft, die uns in Jesus Christus offenbart wurde. Er bezeugt uns die umfassende Liebe Gottes, die offen ist für alle Menschen und niemanden ausschließt. Sie ist uns Maßstab, in gleicher Weise unsere Beziehungen mit anderen zu leben.“

Beiden Bereichen, der „kategorialen“ wie auch der „territorialen“ Seelsorge, ist gemeinsam, dass sie von Beziehungen ausgehen und spezifische Kenntnisse im jeweiligen System benötigen. Die Klinikseelsorgerin muss sich im System Krankenhaus auskennen und akzeptiert sein, da sie sonst weder die Nöte der Mitarbeitenden oder von Patienten kennenlernen noch Lösungen ermöglichen kann. Gleiches gilt aber genauso für die Seelsorgerin in der Gemeinde. Auch sie muss Akzeptanz besitzen und die Menschen vor Ort kennen. Dabei ist deutlich geworden: Es braucht jeweils eine gute professionelle Basis. In der Erzdiözese Freiburg ist dies bis heute eine entsprechende pastorale Ausbildung. In der „klassischen“ Pfarrseelsorge lässt es sich unmittelbar auf dieser Basis tätig sein. In vielen „kategorialen“ Handlungsfeldern werden aber weitere Spezialausbildungen gefordert (Klinische Seelsorgeausbildung, Kurs zur Notfallseelsorge u. Ä.). Das Beispiel oben zeigt aber, wie viele unterschiedliche Zielgruppen, Themen und Anforderungen an einem einfachen Tag auf die Personen jeweils zukommen. Die Perspektive kann deswegen nicht sein, für die „kategoriale“ Seelsorge auf eine spezifische, professionelle Zusatzausbildung zu verzichten, sondern stattdessen, auch im Bereich der „territorialen“ Seelsorge, zu überlegen, zu welchen Themen es ebenfalls vertiefende Weiterbildungen benötigt, so dass Verkündigung, Feier der Liturgie, der diakonische Auftrag, das Zusammenleben als Gemeinschaft oder die Bearbeitung von Konflikten in der Pfarrei entsprechend aktueller wissenschaftlicher Erkenntnisse geschehen und nicht auf der Basis einer Ausbildung, die eventuell Jahrzehnte zurückliegt.

Dafür bietet es sich an, im Anschluss an einen von Matthias Sellmann geäußerten Vorschlag zukünftig von Generalisten und Spezialisten zu sprechen. Beide Begriffe sind an allgemeine gesellschaftliche Kontexte anschlussfähig und aussagekräftiger als die bisherigen.

Allrounder, die bei unterschiedlichsten Zielgruppen und Themen in einer großen Bandbreite von Aufgaben gefordert sind, verdienen hierfür genauso Respekt wie Spezialistinnen, die sich in einen kleinen Ausschnitt pastoraler Handlungsfelder in die Tiefe eingearbeitet haben.

Seelsorge in einer subsidiären Systematik

Im Prozess Kirchenentwicklung 2030 der Erzdiözese Freiburg ist Subsidiarität das Leitsystem der Organisation. Dies bedeutet, dass Seelsorge immer „von unten nach oben“ aufgebaut wird. Diözesane Steuerung steht damit verbunden immer unter der Prüfung, ob sie wirklich der unmittelbar verantwortlichen und handlungsfähigen Einheit dient. Die Grundannahme ist, dass Seelsorge im geografischen Raum der Pfarreien geschieht und dort die entsprechende Verantwortung liegt, weil hier mutmaßlich die größte Kenntnis zu lokalen Fragen und Bedürfnissen vorhanden ist. Diese Verantwortung beinhaltet ebenfalls den Blick auf die „Spezialorte und -themen“. Eine durchschnittliche Pfarrei der Erzdiözese wird bei ihrem Start am 1.1.2026 etwa 50.000 Katholikinnen und Katholiken, ca. 1000 ehrenamtlich Engagierte, 25 Kindertageseinrichtungen, fünf öffentliche oder private Krankenhäuser,

jeweils drei kirchliche Sozialstationen und kirchliche (Alten-)Pflegeheime, einen Wallfahrtsort, eine große Anzahl an öffentlichen Schulen unterschiedlichen Typs usw. umfassen. Es wird vor Ort gemeinsam mit den ehrenamtlichen Verantwortungsträgern entschieden werden, wie diese Handlungsfelder in der neuen Pfarrei verortet werden und mit welchen Ressourcen sie jeweils ausgestattet werden. Die neuen Pastoralteams mit durchschnittlich 23 pastoralen Mitarbeitenden erlauben es, sowohl Generalisten als auch Spezialisten hinreichend Raum zu geben. Wie in Modellprojekten bereits erprobt, wird es z. B. beim Religionsunterricht möglich werden, statt kleinteiliger Unterrichtszuteilungen für alle Spezialisierungen für Schulseelsorge oder größere Deputate für Einzelne zu schaffen. Ähnliches könnte im Bereich der Katechese erfolgen. Erfolgreiche Modellprojekte von Ehrenamtskoordination und Engagemententwicklung sprechen z. B. für eine Spezialisierung in diesem Bereich.

Neue Herausforderung: Gestalten und Lernen in Teams

Mit dem Verzicht der Unterscheidung von territorialen und kategorialen Handlungsfeldern ist auch die Absicht verbunden, dass in den Teams ein gegenseitiges Lernen und eine Reduzierung von blinden Flecken erfolgt. Erweitert man den Blick über die Gruppe der pastoralen Mitarbeitenden hinaus auf das Thema multiprofessioneller und multikompetenter Teams, so wird deutlich, dass ein „Pastoralteam“ der Zukunft bunt sein wird und durch den jeweiligen professionellen Blick auf den geografischen Raum und nicht durch eine unabhängig davon vorgenommene thematische Abgrenzung arbeitet.

Der geografische Raum bzw. das Territorium wird auch in Zukunft eine Ordnungsgröße bleiben, da hier die Gesamtorganisation der Ressourcen (Menschen, Räume, Finanzen) und die Gesamtverantwortung liegen. Das Territorium zwingt aufgrund der Größe und damit verbunden der Vielzahl an Menschen und Themen zu einer Überprüfung und Veränderung bisheriger Routinen. Es bietet die Chance, sich entsprechend der diözesanen Ziele ([Diözesanstrategie](#)) neu zu orientieren und alte Muster und Kategorien hinter sich zu lassen.

Trotzdem ist allen Verantwortlichen bewusst, dass es um einen Übergang geht: Die Anzahl der (möglichen) pastoralen Handlungsorte wie Krankenhäuser, Altenheime etc. wird bleiben. Abnehmen wird die Zahl sowohl der bezahlten wie auch der ehrenamtlich Engagierten in einer Pfarrei. Abnehmen werden vermutlich auch die rein kirchlich genutzten Handlungsorte wie Kirchen oder Gemeindezentren. Durch die ab 2026 startende gemeinsame Verantwortung, die Zusammenarbeit im Team sowie die Erweiterung der Verantwortungsbereiche des Pfarreirates können zunächst Erfahrungen und Kenntnisse über alle Handlungsfelder hinweg gesammelt werden. Damit werden sich bei zukünftigen Schwerpunktsetzungen die jeweils vorhandenen Ressourcen und Chancen in einen guten Abgleich bringen lassen.

Vom Terrain der Krankenhausseelsorge

Angesichts knapper (Personal-)Ressourcen stehen in den Bistümern klassisch kategoriale Arbeitsfelder zunehmend in Frage und werden der territorialen Pfarreiseelsorge zu- und damit meist untergeordnet. Christoph Seidl und Martin Seidnader plädieren angesichts dieser Entwicklung für eine weiterhin eigenständige und spezialisierte Krankenhausseelsorge, die verlässlich Beistand und Begleitung für Menschen in der besonderen Krisensituation der Krankheit leisten kann.

Seelsorgende im Krankenhaus wissen, dass ihnen eine ganz besondere Aufgabe anvertraut ist: Es geht um Menschen in schwierigen Lebenssituationen; es geht um die Frage, wie diese Zeit der Krankheit gelebt werden kann, manchmal sogar, ob sie überlebt werden kann. Für die einen ist schon eine vorübergehende Aus-Zeit aus dem gewohnten Alltagsgeschäft eine enorme Herausforderung, für andere geht es tatsächlich um gravierende Veränderungen im Leben, ja vielleicht um die Vorbereitung auf ihre letzte Wegstrecke. Und da gibt es noch die Vielen, die sich der erkrankten Menschen annehmen: Medizinerinnen und Mediziner, Pflegendе, soziale und technische Dienste, die je auf ihre Weise mit Krankheit und nicht selten mit der Frage nach dem Sinn des Lebens konfrontiert sind. Seelsorgende im Krankenhaus haben auch sie im Blick – und sie spüren: Dieses Feld der Seelsorge ist wie eine eigene Gemeinde. Hier stehen Menschen und ihre Lebenskontexte im Fokus, die in der Pfarrgemeinde aufgrund der vielfältigen Aufgaben oft aus dem Blick geraten.

In Zeiten schwindender Personalkapazitäten wird nun diskutiert, wie die verbleibenden Seelsorgerinnen am besten verteilt werden können. Eine Argumentation besagt, dass sich Kirche auf das „Kerngeschäft“ zurückziehen müsse, nämlich auf die Pfarrgemeinde, in der sich alle Lebensthemen wiederfinden. Man denkt in pastoralen Räumen und ordnet Kliniken und andere Einrichtungen des Gesundheitswesens diesen Räumen zu. Das mag rechnerisch als gute Lösung aufgehen, aber die Erfahrung lehrt, dass die Intensität und Sorgfalt, mit der die spezifische Krankenhausseelsorge Menschen begleiten kann, doch verloren gehen. Schnell reduziert sich pastorales Handeln im Krankenhaus auf die „Versorgung“ der Grundbedürfnisse, auf Rufbereitschaft und sakramentale Dienste. Auf diese Weise verkürzt sich seelsorgerliches Tun auch bald wieder auf den letzten Dienst an Sterbenden – wenn der überhaupt noch rechtzeitig möglich ist.

Fraglich scheint dabei der Begriff „Kerngeschäft“ im Zusammenhang mit Pfarrgemeinde. Denn zum Kerngeschäft gehört doch gerade die Sorge um die Kranken und Notleidenden. Nicht von ungefähr wird bei allen drei Wehestufen des Ordo im Zusammenhang mit den Bereitschaftsfragen nur eine Frage fast identisch gestellt. Bei Diakonen- und Priesterweihe lautet sie: „Seid ihr bereit, den Armen und Kranken beizustehen und den Heimatlosen und Notleidenden zu helfen?“ (Pontifikale S. 133, Nr. 31 bzw. S. 78, Nr. 27). Bei der Bischofsweihe heißt es etwas abgewandelt: „Bist du bereit, um des Herrn willen den Armen und den Heimatlosen und allen Notleidenden gütig zu begegnen und zu ihnen barmherzig zu sein?“ (Pontifikale S. 32, Nr. 31). Ganz offensichtlich gehört das Thema Kranke und Notleidende zum „Kerngeschäft“ des kirchlichen Amtes, also der Seelsorge – kein anderes Thema wird so zentral betont. Zudem lehrt die pastorale Erfahrung, dass der Kirche genau in diesem Bereich noch am meisten Kompetenz zugetraut wird. Die Menschen erwarten zu Recht die Präsenz von Seelsorge in den Grenzsituationen des Lebens, sie erwarten verlässliche Ansprechpartner und verlässlichen Zuspruch in Momenten, da der Boden unter den Füßen wackelt. Muss nicht das Terrain der Krankenhausseelsorge von daher bleibend als Kerngeschäft gelten?

Verlässlichkeit im kirchlichen Handeln

Einsichten aus der Coronapandemie lehren, dass Verlässlichkeit im kirchlichen Handeln beim Infektionsschutz beginnt. Wird die Seelsorgerin in die Klinik gerufen, um „abgesonderten“ Personen Beistand zu leisten, darf sie das fremde Territorium betreten. Sie ist neben Urkundspersonen zuzulassen (§ 30 Abs. 4 Infektionsschutzgesetz) und unterliegt dabei strengen Hygieneauflagen, die sie im Interesse aller Beteiligten beachtet. Darauf müssen sich die medizinisch Verantwortlichen verlassen können. Was sich in der Pandemie besonders bewährt hat, ist die Vertrautheit von qualifizierter und professioneller Klinikseelsorge mit den Abläufen und Erfordernissen eines Krankenhauses. Wo Seelsorge regelmäßig präsent ist im fremden System (ohne in diesem System aufzugehen), da wird sie auch in existentiell zugespitzten Situationen gerufen, mit einer gewissen Selbstverständlichkeit einbezogen und für die anvertrauten Personen wirksam. Erschütternde Fallberichte vor allem während des ersten Lockdowns zeigten: Hier ging es um isolierte Kranke, oftmals Sterbende, es ging um Angst, um die Sorgen und den Schmerz der Angehörigen angesichts von Betretungsverboten, um die Lage des medizinischen Personals.



Dr. Christoph Seidl, Pfarrer, ist Beauftragter für die Krankenhaus- und Hospizseelsorge im Bistum Regensburg und Gemeindegeseelsorger.



Dr. theol. Martin Seidnader, Dipl.-Sozialpäd. (FH), ist Fachbereichsleiter Krankenhausseelsorge im Erzbischöflichen Ordinariat München.

Das Krankenhaus ist ein Brennspeigel gesellschaftlicher Verhältnisse. Daher verdeutlichte die Pandemie nur einen Regelzusammenhang: Seelsorge wird geschätzt und in ihrer Zuständigkeit geachtet, wenn ihre Akteurinnen verlässlich bei den Menschen sind, die ihren Dienst benötigen.

Die aktuellen Strukturplanungen in den Diözesen gehen zunächst von einer anderen Logik und Zeitperspektive aus, suchen aber ebenfalls nach verlässlichen Größen. Es steht die Frage im Raum, wie die verfügbaren Ressourcen beim Personal (und zunehmend beim Geld) in den kirchlichen Handlungsfeldern längerfristig eingesetzt werden sollen. Nehmen die Kräfte zahlenmäßig ab, sind Auseinandersetzungen über Prioritäten und Einsatzbereiche nachvollziehbar. In binnenkirchlichen Diskussionen macht sich das mitunter an einem Gegenüber von „Territorial- und Kategorialseelsorge“ fest. Der jeweils eigene Schwerpunkt wird auf Kosten anderer profiliert. Dabei sollte allerdings vor Augen bleiben, woran eine geistliche Mentorin einmal erinnert hat: Niemand wird allein dadurch stärker, dass er andere schwächt.

Diakonische Pastoral

Verantwortliches Planen auf Zukunft hin braucht einen Fokus, der nicht allein von aktuellen Krisen bestimmt ist, sondern inhaltliche Zielsetzungen und – im pastoralen Kontext – die kirchliche Sendung berücksichtigt. Hier können Einsichten zur Wirksamkeit des eigenen Handelns sinnvoll eingetragen werden. Aktuell spiegelt sich das etwa in Gestaltungsfragen einer „dienstamtlich“ verfassten Kirche, wie sie die erste Sitzung der XVI. Ordentlichen Generalversammlung der Bischofssynode im Oktober 2023 in Rom auf die Agenda setzt (*Instrumentum laboris*, Arbeitsblätter zu B 2.2, B 2.4 u. ö.). Dem sei ein Beispiel aus der krankenpastoralen Praxis zur Seite gestellt: Seit dem Auslaufen der Coronamaßnahmen darf ein Ortspfarrer wieder das Krankenhaus betreten, um eine Patientin zu besuchen, die aus seinem Sprengel (i. e. Territorium als Zuständigkeitsbereich) stammt. Damit verwirklicht er einen ureigenen parochialen Dienst, er kann ein Werk der Barmherzigkeit tun, vielleicht Sakramente spenden. Gleichzeitig wird er nicht zum Krankenhauseelsorger, sobald er am Klinikempfang vorbeigeht. Um es klar zu sagen: Sein Dienst bleibt der seelsorgliche Krankenbesuch. Er wechselt nicht automatisch die Rolle. Und seine Rolle konfligiert auch nicht mit dem „Dienstamt“ und der Sendung des Klinikseelsorgers, der den Besuch auf Wunsch der Patientin vermittelt hat. Der Kollege mit Tätigkeitsschwerpunkt in der Klinik richtet sein Handeln daran aus, was die Person in ihrer Situation des Krankseins benötigt, sowie am sozialen Umfeld dieser Kranken (dazu gehören in diesem Beispiel der Ortspfarrer ebenso wie An- und Zugehörige) – und er behält das Klinikpersonal sowie die Institution Krankenhaus im Blick, welche Gesundheit und Wohlbefinden der Patientin fokussieren. Diese Differenzierung nimmt die unterschiedlichen Beteiligten als Personen ernst und entspricht den differenzierten Erwartungen an das berufliche Rollenhandeln in der *Krankenhauseelsorge*. Die genannten sozialen Rollen (und andere mehr) bestimmen sich von dem seelsorglichen Dienst her, den die anvertrauten Personen benötigen, und von deren spezifischen Erwartungen her.

Der Zuständigkeitsbereich von Krankenhauseelsorge, wenn man so will: das fachliche Terrain, wo sie tätig wird, ist theologisch in der diakonischen Pastoral anzusiedeln. Kirchliches Handeln lässt sich hier bestimmen von der diakonischen Frage, was Personen in der besonderen Situation von (schwerer) Krankheit und Krise, im Umfeld von Sterben und Tod benötigen. Als *diakonische* Frage gestellt, richtet sie den Fokus nicht zuerst auf die Zugehörigkeit einer Person zur (eigenen) Kirche. Sie vermittelt nicht in erster Linie Inhalte christlicher Religiosität, sondern gibt ein Zeugnis christlichen Beistands in einem durch und durch säkular bestimmten Kontext. Das Krankenhaus gehorcht den Regeln des Gesundheitswesens, seine Institution dient der Daseinsvorsorge und ist auf spezifische Abläufe hin organisiert. Den Kranken Menschen selbst, sein persönliches und professionelles Umfeld in der Klinik dennoch nicht auf Kategorien wie Krankheit und Gesundheit zu reduzieren, gehört zur Eigenart von Seelsorge.

Wirksame Seelsorge

Schon bald nach dem Konzil stellte Karl Rahner das Thema „Taktische“ Strukturen der Seelsorge“ in den größeren Kontext vom „Selbstvollzug der Kirche“ durch ihr praktisches Wirken (Rahner 1995). Die Relecture nach einem halben Jahrhundert lohnt. Der Konzilstheologe erinnert an das Zueinander von Heilsmittlung und individuellem Heilsprozess. Beide lassen sich nicht gegeneinander verwirklichen. Vielmehr lässt sich Rahners Beitrag entnehmen: Gerade die Diözese braucht mehr als einen rein territorialen Fokus und sie ist auch mehr als die Summe ihrer territorialen Einheiten. Um ihrer Sendung willen muss Seelsorge stets auch personal durchdacht und funktional verantwortet werden. Wenngleich die *Krankenhauseelsorge* als solche kaum explizit thematisiert wird, macht sich das universale Kirchenrecht eine ähnliche Einsicht zu eigen. Der nachkonziliare CIC verlangt (in c. 383 § 1) vom Diözesanbischof, „den apostolischen Geist auch denen zuzuwenden, die wegen ihrer Lebensumstände aus der ordentlichen Seelsorge nicht hinreichend Nutzen ziehen können, wie auch jenen, die von der religiösen Praxis abständig geworden sind“. Eine unverzichtbar personale Perspektive wird hier erkennbar und anschlussfähig. Wo (schwere) Krankheit, Krisen, Sterben und Tod sie fordern, benötigen Menschen ob dieser Lebensumstände eine Seelsorge, die sich auf den Beistand in genau solchen Situationen versteht. Ein ökumenischer Ansatz sollte hier ebenso Standard sein wie die Offenheit für religiös anders oder nicht (mehr) gebundene Personen – Letzteres wird zunehmend der

Regelfall. Nochmals: Das Krankenhaus mit den Menschen, die darin behandelt werden, auftauchen und arbeiten, ist ein Spiegel der Gesellschaft. Einrichtungen des Gesundheitswesens bilden wie Brennpunkte die Situation in einem bestimmten Sozialraum ab und gerade so einen privilegierten Ort kirchlichen Wirkens.

Mit ihrem Wort „In der Seelsorge schlägt das Herz der Kirche“ (2022) positionieren sich die deutschen Bischöfe zum Selbstverständnis kirchlicher Seelsorge – erstmals, wie der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz in seinem Vorwort betont. Jenes ist begründet „in der Sendung Jesu Christi“ und „in der christlichen Tradition“ beheimatet. Kirchliche Seelsorge entwickelt „ihr Profil im Kontext einer pluralen und säkularen Gesellschaft“ (ebd. 5 f.). Gerade der dritte Aspekt lenkt die Aufmerksamkeit auf Fragen der Qualität und der Qualifizierung für ein pastorales Handlungsfeld. Das Seelsorgepapier richtet den Blick auf Grundlagen von Seelsorge und die genuin kirchlichen Handlungsräume (und das durchaus wertschätzend), weitet diesen aber deutlich aus auf die „nichtgemeindlichen“ Orte. Hier findet neben anderen Einsatzfeldern auch die Krankenhausseelsorge den Weg zu „Menschen, die oft nicht nur gemeindefern, sondern auch kirchenfern sind“ (ebd. 51). Der Anspruch an pastorales Handeln in der Gegenwart und absehbaren Zukunft wird noch mehr bestimmt sein durch die individuellen Biografien und die Wahrnehmung der jeweiligen Lebenswelten. Eine stärker sozialräumliche Arbeitsweise liegt demzufolge nahe, wodurch kirchliches Handeln den Personen in ihrer Alltagswelt begegnet. Auch „Tür- und Angel-Gespräche“ finden bevorzugt da statt, wo Menschen sich aufhalten, leben und arbeiten. Die Coronapandemie ließ zudem die Bedeutung von Online-Formaten spürbar werden (ebd. 54 f.). In Institutionen verlangt Seelsorgepräsenz die Kenntnis und Anerkennung der jeweiligen „Organisationskultur“ und gleichzeitig das Bewusstsein für die eigene Rolle, die sich immer wieder auch als ein Gegenüber definieren wird (ebd. 55). „Kirchen- und Pastoralentwicklung“ können so mit den gesellschaftlichen und pastoralen Realitäten Schritt halten und binnenkirchliche Struktur Grenzen überwinden. „Ziel muss es immer sein, die Seelsorge in den Lebenswelten und Sozialräumen der Menschen zu verorten.“ Dem „Zueinander von Ehren- und Hauptamtlichen“ wird noch mehr Bedeutung zukommen, das Gleiche gilt für die Kooperation mit öffentlichen und weiteren Trägern (ebd. 57 f.). In einem Ausblick legt das Seelsorgepapier den Handelnden ein respektvolles, achtsames Hören nahe – auf „vier Ebenen“: der anvertrauten Personen, der sozialen und kirchlichen Kontexte, der Seelsorgenden selbst und der Zuwendung Gottes zu den Menschen (ebd. 59).

Einsichten in die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Seelsorge stattfindet und gelingen kann, sollen bei der Planung und bei der Zuweisung von Verantwortlichkeiten und Einsatzfeldern präsent sein. Unterkomplexe Lösungen greifen nicht nachhaltig und bloß binnenkirchlich motivierte Antworten werden den Zeichen der Zeit nicht gerecht. Pastoraler Einsatz verlangt Bildung in einem umfassenden Sinne – menschlich, pastoral, spirituell – und auch das Maßnehmen an fachlichen Standards ist für eine wirksame Seelsorge essenziell. Die Frage, ob sie gelingt, wird nicht rein human entschieden, setzt aber bei den beteiligten Personen und bei einem zeitgemäßen leitenden Seelsorgeverständnis an. Das gilt an vorderer Linie auf dem Terrain der Krankenhausseelsorge, wo der kranke Mensch und sein Umfeld existentiell gefordert sind und tragfähige Antworten verdienen.

Abschließend mögen drei Thesen diese Überlegungen zusammenfassen:

1. Die Auflösung der speziellen Krankenhausseelsorge in der Gemeinde- bzw. Pastoralraumseelsorge greift zu kurz, da es sich gerade bei der Begleitung der Kranken und Sterbenden um eine der zentralen Aufgaben des kirchlichen Auftrags handelt. Man darf mit Fug und Recht vom Terrain der Krankenhausseelsorge sprechen, also von einem unverzichtbaren Feld christlicher Hirten Sorge.
2. Gerade in diesem Bereich der diakonischen Pastoral wird der Kirche stets am meisten Kompetenz zugetraut und es wird zu Recht eine verlässliche Erreichbarkeit von speziell qualifizierten Seelsorgenden erwartet, die sonst nur noch in der Notfallseelsorge gegeben ist.
3. Die spezifische Krankenhausseelsorge ermöglicht es immer noch – sogar durch das Grundgesetz bzw. durch Länderverfassungen geschützt –, Menschen zu erreichen, die nicht unbedingt zu den verbleibenden Kirchgängern zählen oder sogar nicht (mehr) Mitglieder der katholischen Kirche sind. Es handelt sich deshalb dabei im guten Sinn auch um ein Feld der missionarischen Pastoral.

Literatur

XVI. Ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode, *Instrumentum Laboris für die erste Sitzung (Oktober 2023)*, 2023 (abgerufen am 2.7.2023).

Codex iuris canonici – Codex des kanonischen Rechtes. Lateinisch-deutsche Ausgabe mit Sachverzeichnis im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz, der Österreichischen Bischofskonferenz, der Schweizer Bischofskonferenz, der Erzbischöfe von Luxemburg und von Straßburg sowie der Bischöfe von Bozen-Brixen, von Lüttich und Metz, Kevelaer¹⁰2021.

Pontifikale für die katholischen Bistümer des deutschen Sprachgebietes. Band I. Die Weihe des Bischofs, der Priester und der Diakone, hg. im Auftrag der Bischofskonferenzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz sowie der (Erz-)Bischöfe von Bozen-Brixen, Lüttich, Luxemburg und Straßburg, Trier 1994.

Rahner, Karl, *Formale Grundstruktur der Heilsvermittlung*, in: ders., *Selbstvollzug der Kirche. Ekklesiologische Grundlegung praktischer Theologie* (Sämtliche Werke 19), Solothurn u. a. 1995, 199–254.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *In der Seelsorge schlägt das Herz der Kirche. Wort der deutschen Bischöfe zur Seelsorge (Die deutschen Bischöfe 110)*, Bonn 2022.

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2023 » Jenseits des Territoriums » Raus aus dem Aquarium und hinaus aufs offene Meer!

Raus aus dem Aquarium und hinaus aufs offene Meer!

Ein Gespräch über pastorale Arbeit in Gemeinde, Strafvollzug und Polizei

Jemand, der sowohl in der Territorialeseelsorge als auch in zwei gesellschaftlich relevanten Feldern der Kategorialeseelsorge arbeitet, darüber hinaus noch in einem besonders säkularen Umfeld in Sachsen, ist Gemeindefereferent Benjamin Braun. Er lässt teilhaben an seinen Erfahrungen und Reflexionen über Rahmenbedingungen und Ziele der kirchlichen Pastoral. Ihm geht es nicht so sehr um die Frage, ob das im Territorium oder in der Kategorie stattfindet; vielmehr zeigt Braun, dass es um die ehrliche Begegnung mit Menschen und um Möglichkeiten der Begleitung, Reifung und Persönlichkeitsbildung geht.

εὐαγγελ:

Herr Braun, Sie arbeiten als Gemeindefereferent sowohl in der Pfarrei als auch in der Gefängnisseelsorge und Polizeiseelsorge, also in kategorialen Feldern. Welche Aufgabenfelder haben Sie in diesen Bereichen?

Braun:

Ich bin mit 50 % Stellenumfang in der Pfarrei Heilige Familie in Zwickau, die mittlerweile acht Gemeinden umfasst, und jeweils zu 25 % in der JVA-Seelsorge in der Justizvollzugsanstalt Hohenleuben und in der Polizeiseelsorge für die Polizeidirektion Zwickau mit Schwerpunkt berufsethischer Unterricht an der Polizeifachschule in Schneeberg beauftragt. In der Pfarrei ist mein Dienst schwerpunktmäßig die Begleitung der Gemeinde in Crimmitschau. Dort vor allem die Jugendarbeit, weil ich das für sehr zukunftssträftig halte und weil man dazu beitragen kann, dass junge Menschen sich orientieren können.

εὐαγγελ:

Was ist Ihnen dabei wichtig?

Braun:

Nicht nur in der kirchlichen Jugendarbeit erlebe ich eine im Vergleich zu früher stärkere Ich-Bezogenheit. Das ist einerseits gut: in mich reinzuhören, was mir guttut, für seelische, geistige und physische Gesundheit zu sorgen und mich selbst zu reflektieren. Nur durch diese Reflexion kann sich ein Mensch persönlich weiterentwickeln. Der Nachteil ist natürlich, dass man Mitmenschen eher weniger sieht und für das Gegenüber weniger Aufmerksamkeit und Engagement da ist. Die Nächstenliebe als Kernbotschaft des Evangeliums heißt: Ich soll auch meinen Nächsten unterstützen und helfen, ihn oder sie voranzubringen. Das kann ich aber aus meiner Sicht heraus nur, wenn ich selber gesund bin.

Ein anderer Aspekt ist eine gewisse Dienstleistungsmentalität – nicht nur in der Kirche. „Ich zahle GEZ-Gebühren, dann will ich auch ein Programm, das mich interessiert. Ich zahle Kirchensteuer und was bekomme ich dafür?“ Ich setze mich aber eher dafür ein, dass Menschen selber aktiv werden und sich gemeinsam mit anderen beteiligen, um etwas zu bewirken.

εὐαγγελ:

Sie beschreiben für die Jugendarbeit in der Gemeinde die Nächstenliebe als Zentrum vom Evangelium. Wie ist das in den anderen beiden Arbeitsfeldern?

Braun:

Wenn ich das so betrachte, sind es drei hochspezialisierte Milieus, mit denen ich arbeite: die Jugendlichen, die wir versuchen, in einem christlichen Kontext beim Aufwachsen zu begleiten, die Polizei, hochspezialisierte Einsatzkräfte, die ihre Dienstordnung oder ihre Gesetze haben. In der JVA habe ich mit Straftätern und auch mit Bediensteten zu tun. In all diesen Bereichen werden unterschiedliche „Sprachen“ gesprochen; ich muss als Seelsorger also andauernd Übersetzungsleistungen vollbringen. Für mich ist jedenfalls die Frage: Wird in diesen drei Feldern einfach ein Schwarz-und-Weiß-Denken im Sinne der Ordnungen umgesetzt oder sehen Menschen die Grauzonen und die Entwicklungspotenziale, die sie haben? Was heißt es für einen Jugendlichen, Nächstenliebe zu praktizieren und sich auch selbst zu lieben? Jugendliche sind immer mehr mit Idealbildern konfrontiert: Wie muss ein Mensch aussehen, was muss er anziehen, wie viel Geld muss er haben etc.? Da liegt ein großer Spannungsbogen vor und Jugendliche suchen dann Orientierung und probieren, das mit christlichen Werten zu verbinden. Sie sind oft unsicher, weil alles und jeder an ihnen zieht. In der Gemeinde heißt es oft: „Die Jugend macht ja nichts für die Gemeinde!“ So



Benjamin Braun ist Gemeindefereferent im Bistum Dresden-Meißen und arbeitet sowohl in der Pfarrei als auch als Gefängnis- und Polizeiseelsorger.

werden Jugendliche von manchen Gemeindemitgliedern nur in einer bestimmten mangelorientierten Sichtweise wahrgenommen, nicht in den persönlichen Prozessen, die dort ablaufen. Ich möchte die Jugendlichen schützen vor solchen Forderungen. Ich mache die Erfahrung, dass die Kirche gerne den kleinen Finger nimmt, dann die Hand, dann den Arm und dann die ganze Person. Und ich möchte nicht, dass Glauben mit mühsamer Arbeit assoziiert wird. Glaube soll Spaß machen, soll lebendig sein, das soll auch einen gewissen Gehalt kriegen.

Die Feier in der Liturgie ist für mich ein Beispiel: Mit einer Feier verbinde ich Freude und Wohlbefinden, ich bin in einer Gemeinschaft aufgehoben und getragen. Wenn ich bei der Eucharistiefeier manchen Menschen in das Gesicht schaue, dann sieht das nach absoluter Routine aus, vielleicht nach Gelangweiltheit, weil es immer Schema F ist. Dann kann es auch bei Jugendlichen Langeweile auslösen, weil da keine Begeisterung da ist.

εÜangel:

Wie erleben Sie das in Ihren anderen Arbeitsfeldern, den kategorialen?

Braun:

In der Justizvollzugsanstalt (JVA) haben die Menschen meistens keine Vorstellung von Glauben und Kirche. Manchmal muss ich Vorbehalte und Klischees aus dem Weg räumen. Eine Grundneugier ist eigentlich bei vielen da, auch der Respekt vor dem Glauben ist da. Manche entschuldigen sich und bitten um Toleranz, weil sie nicht viel darüber wissen.

Aber dann kommt die Neugier zum Tragen. Und wenn man dann mal so anfängt und erzählt, was uns bewegt, was in unserem Zentrum steht, Jesus Christus, die Nächstenliebe, das finden die Menschen dann schon interessant bzw. auch anziehend. Und ich stelle da einfach oft den Wunsch fest, das zu verstehen, aber dann gibt es auch so ein Aufeinanderprallen vom Rationalen mit dem Herzen, der affektiven Seite.

εÜangel:

Das hört sich jetzt so an, als ob Sie mit den Häftlingen immer über Glaubensfragen reden!

Braun:

Es sind die großen Lebensfragen, ganz klassisch: „Warum bin ich hier, wie will ich mein Leben gestalten?“ Mein Glaube ist für mich die Bordsteinkanten von dem Weg, auf dem ich mich bewege. Da gibt es bestimmte Grundregeln. Wenn ich die befolge und aus meinem Glauben heraus Entscheidungen treffe, dann führen die mich dahin, wo ich hinwill. Und das Ziel ist, glücklich zu werden, nicht nur für mich glücklich zu sein, sondern auch anderen Menschen Glück zu bereiten. Menschen im Gefängnis fragen erst mal ganz einfach: „Was muss ich dafür tun, um so schnell wie möglich aus dem Knast wieder rauszukommen?“ Und dann ist meine Antwort immer drauf: „Reflektiere doch mal bitte, was du möchtest! Was für ein Mensch willst du sein? Du bist ja nicht auf die Welt gekommen und hast gesagt: Ich will kriminell werden. Oder ich will Drogen konsumieren etc. Was sind für dich denn Werte in deinem Leben, die du erreichen möchtest?“ Und dann dauert das erst mal, das arbeitet. Da kommt immer eine Ad-hoc-Antwort; aber sie merken schnell, dass es eigentlich noch längere Zeit braucht. D. h. im zweiten oder dritten Gespräch kommen dann tatsächlich erste Antworten. Das sind dann auch relativ einfache Antworten. „Eine Familie wäre schon schön. Menschen, die einen lieben und die man selber lieben kann, das wäre schon toll.“ Dann sage ich auch ganz praktisch: „Also, du möchtest geliebt werden und selber Liebe geben. Das ist doch was relativ Einfaches und was ganz Normales. Was brauchst du denn dazu?“ Und dann kommt erst mal so eine richtige Leere auf diese Frage. Und irgendwann kommen sie dahin, dass sie sich selber akzeptieren müssen, wie sie sind, mit ihrer Vergangenheit. „Und dann fang an, dem anderen Menschen so zu begegnen, wie du selbst bist und wie das Gegenüber da ist! Und jede Entscheidung, die dann ansteht, solltest du einfach für dich reflektieren: Führt die mich näher zu meinem Ziel oder entfernt die mich wieder ein bisschen?“ Und so entsteht im Gefängnis Raum zur Selbstreflexion und, ich glaube auch, zum Pläneschmieden für sich selber. Menschen im Knast setzen sich damit wirklich auseinander und schaffen so für sich Basics und Prioritäten: Was ist mir wichtig? Und was will ich wie umsetzen?

Das war in der Nachschau immer für mich das Schöne, wenn Insassen zu mir gesagt haben: „Herr Braun, das, was Sie mir gesagt haben, wo ich für mich selber schauen soll, was immer meine Baustelle wäre, das hat mir mal gezeigt, wohin es gehen kann.“ Das ist für mich der Mehrwert.



εÜangel:

Was bedeuten diese Entwicklungsprozesse von Menschen im Gefängnis für Sie persönlich?

Braun:

Das erfüllt mich wirklich. Diese Wege sind hart und steinig, und es fordert gerade mein Gegenüber unglaublich heraus. Das ist oft ein Langzeitprozess. Aber das ist genau das Ding. Es ist erfüllend, vor allem, wenn man in den selteneren Fällen hört: „Herr Braun oder Benjamin, da hast du mir wirklich weitergeholfen.“

Évangel:

Bei der Polizei ist das anders?

Braun:

Bei der Polizei sind es andere Fragen, die sich stellen. Da ist die Aufgabe auch eine andere. Bei der Polizei halte ich den berufsethischen Unterricht, der einen ethischen Überbau geben soll, was für den Dienst relevant ist. Dort geht es halt nicht um Einzelgespräche, sondern um Unterrichtssituationen wie Gespräch oder Gruppenarbeit. Es geht oft um die Frage: Wie möchte ich in Zukunft als Polizist arbeiten? Die Kernfrage ist oft: „Wie möchte ich denn selbst von Polizei wahrgenommen bzw. behandelt werden, wenn ich mal Kontakt mit denen habe?“ Und so wie ich das eigentlich für mich selbst möchte, so folgt dann, wie ich als Polizist sein und handeln möchte. Das ist für mich als Seelsorger aber nur selten messbar, weil ich mit der polizeilichen Praxis dann nichts mehr zu tun habe.

Für Polizisten ist immer auch die Frage nach der Macht wichtig. Warum wollte ich beruflich zur Polizei gehen? Was treibt mich dazu an? Und man merkt schon, dass viele jüngere Menschen das auch schön finden zu sagen, dass sie dabei eine gewisse Macht haben. Ich versuche immer zu vermitteln, dass Macht erst einmal etwas Neutrales ist. Erst der Mensch gibt dann einen positiven oder negativen Ausschlag, wie Macht ausgeübt wird. Und das versuche ich ihnen bewusst zu machen. Es geht also im Gefängnis und bei der Polizei um Selbsterkenntnis, um Reifung und Weiterentwicklung.

Évangel:

Sie haben es in Ihrer Arbeit mehrheitlich mit Menschen zu tun, die konfessionsfrei sind, also keiner christlichen Kirche oder anderen Religion angehören. Würden Sie sagen, dass Sie mit den anderen Menschen gemeinsam etwas vom Evangelium entdecken?

Braun:

Es geht oft um Kontingenzbewältigung. Viele sagen: „Ich habe nichts mit dem Glauben zu tun und ich glaube auch nicht an Gott.“ Aber dann kommt oft der entscheidende Nachsatz: „Aber irgendetwas gibt es ja da, ansonsten würde ich nicht mit meinem verstorbenen Mann oder mit einer Freundin, mit einem Freund oder mit dem Onkel oder so doch nicht am Grab mit denen reden. Also irgendetwas müsste ja da sein.“ Und da ist so eine gewisse Scheu, das vielleicht als Gott zu benennen, weil es zu weit weg ist, weil es zu groß ist. Und weil man es vielleicht nicht „fassen“ kann.

Aus DDR-Zeiten sind im Hinterkopf immer noch negative Assoziationen mit Kirche und Glauben abgespeichert. Das Evangelium wird fundamental neu entdeckt, weil meine Gesprächspartner erfahren: Der ist komplett normal, der spricht die gleiche Sprache wie ich, der versteht meine Probleme. Der ist einfach da und hört mir zu und hat dann noch wirklich einfache, praxisrelevante Tipps. Vielleicht ist es doch gar nicht so blöd, das vielleicht als Gott zu identifizieren, über die Mauer so ein bisschen drüberzusteigen oder erst einmal durch den Zaun durchzugucken – wo ist denn ein Spalt? – und das so für mich ein bisschen zu entdecken. Was ist denn dahinter? Und wie weit mache ich die Schritte da? Über die Mauer oder auf das Ziel zu. Es ist dieses Losgehen, was mich oft so beeindruckt.

Évangel:

Sie haben jetzt eben gesagt, das ist eine irgendwie neue Art, das Evangelium neu zu lesen, also zu lernen. In den Pfarreien wird oft anders gedacht: Wir haben das Evangelium, die anderen haben es nicht, wir müssen es denen bringen! Oder: Wir müssen sie zu uns herüberholen, damit sie bei uns mitmachen, oder sie zu irgendetwas hinbringen, also in einem solchen Sinn missionarisch sein. Hat Ihre induktive und lernende Haltung in JVA und Polizei Rückwirkungen auf die pastoralen Denkweisen in der Pfarrei?

Braun:

Wie schon gesagt: In der Pfarrei für die jüngeren Generationen oder auch für mittlere Generationen reicht es nicht mehr aus, einfach Konsument zu sein. Man möchte Gestaltung mitübernehmen, man möchte Menschen dazu animieren, aktiv teilzuhaben. Die gemeinsam vollzogenen äußeren Zeichen z. B. beim Gottesdienst reichen einfach nicht mehr aus, sondern man möchte aktiv mitgestalten, bei der Musik, am Altar, gerne auch in einer Dialogpredigt. Ich erlebe es sehr stark personenabhängig, ob das zugelassen wird oder nicht. Ein sehr klassisches und traditionelles Verständnis reibt sich mit der nötigen Offenheit. Das ist wirklich stark abhängig von dem jeweiligen Klerus.

Évangel:

Es geht also eigentlich eher darum, ob und welche Gestaltungsräume ermöglicht werden? Also auch die Pfarrei könnte ein Ort sein, wo Menschen sich einbringen können, wo das Evangelium irgendwie neu entdeckt werden kann, im Miteinander? Verstehe ich Sie so richtig?

Braun:

Da verstehen Sie mich wirklich richtig. Es geht um Teilhabe: Wie stark möchten sich Menschen einbringen und wie sehr wird das zugelassen und unterstützt? Es besteht schon eine Ambivalenz zwischen denen, die einfach konsumieren wollen bzw. so in ihrer traditionellen Art und Weise teilhaben wollen, ohne sich jetzt selbst großartig einzubringen. Davon haben wir relativ viele in den Pfarreien. Die haben auch ihre Daseinsberechtigung. Aber mir scheint – und hier ist ein Unterschied zwischen Polizeiseelsorge und der Gemeindegemeinschaft –, in der Gemeinde geht es viel gegeneinander um Ausdrucksformen. Die einen möchten eher beim Traditionellen bleiben, es bietet natürlich auch Sicherheit. Andere wollen weitergehen, Anderes ausprobieren, Neues entdecken.

Évangel:

Manche verstehen Kirche und Pastoral als eine Betreuung und Versorgung von Gläubigen, nicht zuletzt mit den Sakramenten. Betrifft das nur die territoriale Seelsorge? Sie versorgen doch die Strafgefangenen auch auf gewisse Weise!

Braun:

Ich habe den unglaublichen Vorteil, für die Strafgefangenen bzw. für die Polizeiseelsorge das aufzugreifen, was gerade individuell dran ist, was sie möchten. Das ist sehr adressatenbezogen. Weil ich um den Einzelnen weiß und weil ich auf den viel mehr eingehen kann.

Évangel:

Was könnte denn die Gemeinde von Ihrer Arbeit im Gefängnis oder bei der Polizei lernen?

Braun:

Oh, das ist eine sehr spannende Frage. Ich denke, dass man eine Spur mehr Toleranz lernen könnte, so die Graustufen zu sehen, so diese Vielschichtigkeit der ganzen Individuen. Dass jeder seinen Platz hat und auch eine Daseinsberechtigung hat. Vielleicht konnten sie es mal und sie haben es verlernt. Ich nehme in der Pfarrei/Gemeinde schon ein gewisses Schwarz-Weiß-Denken wahr. Vieles ist durchritualisiert. Allein schon eine Gottesdienstzeit oder den Ort zu verändern, ruft die Kritiker auf den Plan. Und ein weiteres: Zukünftig ist die Qualität entscheidend und nicht die Quantität. Die positive Herausforderung an die Personen, die sich in der kategorialen Pastoral begegnen, ist die Frage: An was glaubst du wirklich? Und wie drückst du das aus?

Évangel:

In vielen Bistümern wird bei weniger werdendem Personal und Finanzen derzeit die territoriale Seelsorge in den Pfarreien gestärkt. Das scheint das Eigentliche, das Kerngeschäft zu sein, alles andere ist *Nice-to-have*. Was sagen Sie dazu?

Braun:

Ich tue mich schwer damit, das eine oder das andere zu sehen. Ich möchte den Menschen gerne in den Mittelpunkt heben, und das kann in den kategorialen Feldern genauso wie in der Pfarrei geschehen. Die Frage ist: Wie leiste ich Hilfe zur Selbsthilfe? Und was brauchen wir dazu, Menschen weiterzuentwickeln, zu Akteuren zu machen? Ich denke, man sollte in dieser wirklich aufregenden Zeit reflektieren, wie man sich in fünfzehn, zwanzig Jahren eine kirchliche Gemeinschaft oder Christen im Glauben in Zukunft vorstellt. In manchen ländlichen Gemeinden werden dann nur noch verschwindend wenige Christen da sein. Das heißt aber nicht, dass der Glaube weg ist in der Fläche. Was brauchen die dazu, um in dieser Gemeinschaft in Zukunft ihren Glauben auszutauschen und ihn zu leben? Wie möchten wir als Kirche in Zukunft da sein und wie formt sich das alles neu aus? Und was macht das mit der Institution Kirche? Ist das für uns befriedigend, wenn das Evangelium durch Taten in die säkulare Gesellschaft gestreut wird, ohne dass es klar kommuniziert ist, dass es überhaupt vom Evangelium herkommt? Also, wenn ich einen jugendlichen Christen habe, der christlich sozialisiert ist und versucht, nach dem Beispiel Jesu und nach Werten zu leben, die er dann weitergibt durch sein Handeln in der Gesellschaft, muss ich das dann noch unbedingt benennen, dass das von uns kommt?

Évangel:

Das klingt sehr nach Vereinzelung. Braucht es nicht doch Orte, an denen das gelernt und eingeübt werden kann? Wagen Sie mal den Blick in die Glaskugel: Wer wird in fünfzehn Jahren was und auf welche Weise vom Evangelium entdecken und kommunizieren?

Braun:

Es werden Arten von kleinen Hausgemeinschaften sein, in denen das Bewusstsein lebendig ist, dass Gott in ihrer Mitte ist. Es wird etwas wachsen, wo Menschen einfach aus dem Inneren heraus ihren Glauben leben, sich treffen werden und sagen: Wir beten jetzt gemeinsam und gucken mal, was können wir noch vom Evangelium wahrnehmen und wie können wir das ausdrücken? Wo es zwischenmenschlich unter den Menschen auch passt, dort werden sich die Menschen zusammenfinden. Und das Evangelium ein Stück weit leben. Und auch ihren Kindern irgendwie weitergeben. Im Knast und in der Polizei ist unsere Pastoral deshalb so relevant, weil wir dort als Profis für die Seele wahrgenommen werden. Es wird von uns erwartet, dass wir etwas tun für den Polizeibeamten, für den Bediensteten oder auch für den Strafgefangenen, was ihn weiterbringt in seinem Leben und hilft, Probleme zu lösen. Der Wunsch gerade der Polizei nach Profis, die sich mit der Psyche beschäftigen, wird

immer größer. Ich denke auch an die Schweigepflicht, die essentiell ist und die so in dieser Weise niemals eine staatliche Organisation leisten kann. Das ist der fundamentale Grund der Kategorialseelsorge, was uns begleitet und was uns ausmacht: Dieser absolute Schutzraum, dass nichts, wirklich gar nichts nach außen dringt. In diesem Raum öffnen sich Menschen erst, wenn sie absolut wissen, dass sie keine Konsequenzen zu befürchten haben und sich dem Seelsorger zu 100 % anvertrauen können: „Und der ist immer noch auf meiner Seite, egal, was ich oder wie ich und wo ich was gemacht habe.“ Ich stelle wirklich fest bei Polizisten, bei Strafgefangenen oder bei Bediensteten von der JVA, dass wir da am wirksamsten werden. Und dass die Menschen das streuen und sagen: „Hey, was Du hier machst, ist ein übelst schwieriger Job. Aber mir hilft das.“ Und das sind bedrängte Personen. Steht das nicht in *Gaudium et spes*: Die Freude und die Hoffnung, so heißt es dann, die Angst und die Trauer der Menschen von heute, die sind auch die der Jünger Jesu. Das ist der Hauptauftrag in der kategorialen Seelsorge. Das sind die Ränder der Gesellschaft. Polizisten z. B. stoßen nicht nur auf positive Resonanzen in ihrem Freundeskreis oder in ihrem Bekanntenkreis, gerade wenn sie sich aufmachen, um Polizist zu werden. Die meisten haben in ihrem Freundeskreis schon fundamentale Brüche drin. Wo dann wirklich Menschen sagen: „Ne du, du gehst jetzt ,zu der anderen Seite‘.“ D. h. ein Mensch, der Polizist wird, hat dann auch weniger Auswahl in der Gesellschaft, weil viele erst einmal sagen: „Ich will mit dir nichts zu tun haben.“ Dasselbe haben wir bei Strafgefangenen: einmal Mist gebaut, einmal das Führungszeugnis versaut, man kommt raus in die Gesellschaft und schon hat man diese Stigmata mit: „Wie, du saßt mal im Knast? Mit dir will ich aber nichts zu tun haben!“ – „Was, du hast das und das gemacht?“ Es wird ja immer nur die Tat gesehen und von der Tat wird alles abhängig gemacht. In der moralischen Vorstellung bei uns Menschen schwebt die Strafe weiterhin wie ein Damoklesschwert über demjenigen. Und gerade für diese Menschen weiterhin da zu sein und sie zu begleiten, das ist doch „die frohe Botschaft“. Wenn also etwas das Kerngeschäft ist, dann ist *das* unser Kerngeschäft.

Unabhängig von Grenzen, was Pfarrei oder Territorium angeht, unser Kerngeschäft ist: Menschen, die in Bedrängnis sind, auch Schuld auf sich geladen haben, wiederaufzurichten, wieder gesellschaftsfähig werden zu lassen, ihnen Stabilität zu geben. Das ist doch das Kerngeschäft! Und dabei ist es aus meiner Sicht völlig egal, ob das nach der klassischen Variante in der Pfarrei passiert ist oder anderswo. Es muss ein Weg gefunden werden, das miteinander zu vereinen. Und ich kann es ja am meisten damit vereinen, wenn ich Christen, die in der Gemeinde aktiv sind, halt auch loslasse auf säkulare Gebiete und ihnen dabei eine Hilfestellung gebe und sie selber zu Seelsorgern mache. Und sie so in den Kontakt bringe. Es geht darum, Menschen zu qualifizieren. Dazu brauchen wir – ich und andere – eine positive Grundeinstellung zu Menschen unterschiedlichster Milieus.

Es gibt ja so genannte „Blaulichtveranstaltungen“, wozu die Kirche einlädt als Zeichen der Wertschätzung für die, die mit Blaulichtern unterwegs sind. Da werden dann einige hingeschickt und nach dem Gottesdienst gibt es dann Musik, zwei, drei Reden und dann gibt es Häppchen. Es gibt aber oft keinen wirklichen Kontakt oder Dialog zwischen den kirchlichen und den Blaulicht-Leuten. Und so werden die Chancen nicht genutzt, wirklich mal nachzufragen oder dass die Blaulichtleute mal wirklich erzählen können, wie es ihnen geht, Polizist zu sein oder Feuerwehrmann oder Rettungssanitäter, als Einsatzkräfte halt.

ε Úangel:

Was ist der wichtigste Gedanke, den Sie uns mitgeben wollen, wenn es darum geht, sich als Kirche in die Zukunft hinein zu entwickeln?

Braun:

Ich kenne ein Bild, wie so ein Aquarium mit einem Fisch darin im Meer treibt. Das Bild trifft es halt für mich sehr gut. Wir schauen – gerade auch in diesen Zeiten – wirklich ganz viel hinaus und sagen, was wir tun müssten, sollten, könnten. Wir sind aber viel zu viel Zeit mit der Aquariumpflege beschäftigt. Und der Wunsch wäre, dass wir aus dem Aquarium hinaus ins offene Meer gehen. Dass wir uns, wie Papst Franziskus gesagt hat, „lieber dreckig machen und auch mal auf Widerstände stoßen, aber in den Dialog treten“ und wirklich sagen: „Wir kümmern uns jetzt mal um die Ränder.“ Wir müssen raus, wir müssen etwas vorleben und sagen: „Aus meinem Glauben heraus tue ich diese Sachen.“ In letzter Konsequenz muss ich es vielleicht irgendwann gar nicht mehr dazu sagen, dass ich das aus meinem Glauben heraus tue. Es braucht ein Verständnis dafür, dass wir orientieren wollen, aber nicht, dass wir die Wahrheit haben. Es braucht Zugänge, es braucht Perspektiven, die wir gerne aufzeigen können.

ε Úangel:

Ganz herzlichen Dank, Herr Braun, für dieses lebendige Gespräch.

Die Fragen stellte Hubertus Schönemann.

Vom Aufbrechen und Heimkommen

Wie eine neue Empfangskultur einen Haltungswechsel ermöglicht

*Zu wem gehen wir, wenn wir als pastorale Mitarbeiter*innen wagen, unser Territorium zu verlassen, um die Frohe Botschaft zu verkünden? Wem verkünden wir diese Botschaft angesichts sich drastisch verringernder Mitgliederzahlen in den Kirchen? Andy Dino Iussa hinterfragt die Mechanismen, die den Mitgliederschwund begünstigen, betont eine neue Haltung des Empfangens und stellt eine Initiative vor, wie Pfarreien von Engagementförderung profitieren können.*

„Nicht die Mitte ist der Ort des schöpferischen Neubeginns,
der sich vielmehr, oft unverstanden oder verlacht,
an den Rändern ereignet.
Die Mitte ist ein gewohnheitsgesättigter, träger, anmaßend-selbstzufriedener Ort.
An den Rändern dagegen, im Schattenbereich des Subtilen,
der unmerklichen Spannungen, des fast Unsichtbaren,
eben dort erscheint zaghaft,
was sich anschickt, die Wirklichkeit zu verändern“.
(Fabio Pusterla, schweizerisch-italienischer Schriftsteller)

Angesichts spärlich gefüllter Kirchenbänke und weiter sinkender Mitgliederzahlen kommt man in vielen Kirchengemeinden auf den Gedanken: „Wenn die Menschen nicht mehr zu uns kommen, dann gehen eben wir zu den Menschen!“ Das klingt etwas trotzig, aber auch tatendurstig. Man würde sich auf diese Weise auch einmal aus seiner trägen Mitte herausbewegen. Und die Idee erscheint ja so naheliegend wie einfach.

Aber ist das wirklich so einfach? Wie macht man das überhaupt? Wo genau geht wer hin? Und was bedeutet es für das Selbstverständnis des Pastoralteams, sein „Territorium“ zu verlassen? Kann das überhaupt „etwas bringen“?

Denn die Leute „da draußen“ warten nicht ausgerechnet auf einen Pfarrer, einen Diakon oder eine Gemeindefereferentin. Nicht einmal mehr die Hälfte der Menschen in Deutschland gehört noch einer der beiden großen christlichen Kirchen an. Es ist schon lange offenkundig, dass wir als Kirche stetig an Relevanz für die Menschen in unserem Land verlieren. Gleichwohl hat man nicht den Eindruck, dass die Kirchen darauf angemessen innovativ reagieren würden. Allein Einsparprogramme mit verbrämenden Namen gibt es immer wieder.

Das diesem Beitrag voranstehende Zitat des Dichters Fabio Pusterla verweist auf ein grundsätzliches Phänomen, das m. E. auch den Zustand unserer Kirche prägt. Wir agieren stets aus uns selbst, aus unserem katholischen Verständnis von Gott, Kirche, Welt und Mensch heraus. Für dieses Verständnis ist die kirchliche Lehre das Zentrum, für das Handeln vor Ort die Kerngemeinde der Getauften und Gefirmten die Mitte. Womöglich liegt da ein Problem.

Einseitige Kommunikation verstärkt Entfremdung

Als die sehr mit sich selbst beschäftigten deutschen Theaterhäuser in eine grundsätzliche Krise abzurutschen drohten, resümierte die damalige Freiburger Theaterintendantin Barbara Mundel: „Es genügt nicht, zu überleben. Wir müssen uns eine neue Relevanz erarbeiten. Wir brauchen Spezialisten für Übergänge, Zwischengewissheiten und Laboratorien“ (Mundel/Mackert 2011). Liest man diesen Satz aus der Kirchenperspektive, kann man ihn so auslegen: Es reicht nicht, zu wissen, dass wir etwas Einmaliges anzubieten haben – nämlich die Frohe Botschaft. Wem wollen wir sie verkünden, wenn unsere Kirchen immer leerer werden? Und warum verlieren wir Menschen, obwohl wir diesen Schatz der Frohen Botschaft mit allen teilen wollen? Wir benötigen Leute und Orte, die uns helfen, auf diese Entwicklung konstruktiv zu reagieren.

Der Mitgliederschwund hat sicher viele Gründe. Einer der Gründe scheint zu sein, dass man uns nicht mehr glaubt. Dass wir als Kirche nicht mehr glaub-*würdig* sind. Das ist fatal für eine Institution, die Glauben zur Grundlage ihrer Existenz hat. „Die Kirche interessiert sich nicht für mich. Sie nimmt mich nicht ernst. Sie ist mit sich selbst und mit ihren Skandalen beschäftigt. Sie ist nicht von heute“ – derartige Stellungnahmen kennen wir sicher alle, die wir in der Kirche arbeiten. Mit aus der Zeit gefallenem Denk- und Handlungsweisen (etwa institutioneller Umgang mit Missbrauchsskandalen; Haltung gegenüber Frauen, queeren Menschen, Laien; restriktive Sexualmoral; intransparente und paternalistische Entscheidungsprozesse) können immer weniger Menschen etwas anfangen.

Verstärkt wird diese Entfremdung durch das in unserer Kirche verbreitete einseitige Kommunikationsmodell. Das Wechselspiel von Senden und Empfangen ist bei uns häufig auf



Andy Dino Iussa arbeitet seit Ende 2017 als Engagementförderer in der Pfarrei St. Bonaventura und Hl. Kreuz in Remscheid im Erzbistum Köln. Zudem ist er als freiberuflicher Theatermacher, Kulturprojektentwickler, Performer, Texter tätig.

das Senden reduziert. Dies drückt sich auch in der Terminologie kirchlichen Agierens aus – Verkündigung, Frohe Botschaft, Mission, Evangelisierung, Katechese, Sendungsraum (sic!) usw.

Und das Empfangen? Welche Sorgen, Nöte, Verletzungen, Frustrationen (auch ausgelöst durch Erfahrungen mit der Kirche) die Menschen im Sozialraum beschäftigen, das spiegelt sich in kirchlichem Alltag kaum wider.

Genauso wenig erfahren wir von den Sehnsüchten der Menschen, die nicht in die Kirche kommen. Wir kennen ihre Träume, ihre Potenziale oder ihre Ideen nicht. Das alles könnte uns bereichern, uns zukunftsfähig machen, uns neue Relevanz geben. Stattdessen fehlt es in Pastoralteams häufig an der Vorstellungskraft, dass wir von den anderen Menschen in Quartier und Stadt etwas lernen könnten. Dass unser Blick auf die Welt, auf Gott, auf uns selbst Erweiterndes erfahren könnte, wird nicht in Betracht gezogen. Wenn wir zu wenig im Austausch mit den Menschen im Sozialraum sind, ist Relevanzverlust die logische Folge.

Eine neue Empfangskultur ist notwendig

Natürlich ist die Verkündigung ein elementares Feld in der Kirche. Aber unsere Art der „Kommunikation“ steht dem Zustandekommen eines Dialogs, einer echten Begegnung im Wege. Dabei brauchen wir Begegnungen mit anderen mehr denn je. Nur wenn wir in neuen Kontakt kommen mit kirchennahen und kirchenfernen Menschen, Christ*innen und Andersglaubenden, Leuten aus der Mitte und von den Rändern, Menschen aus allen Kulturen und Traditionen, nur dann lassen sich beidseitig Ressentiments hinterfragen, aufweichen und Einstellungen vielleicht auch verändern.

Für ein Zustandekommen und ein Gelingen solcher Begegnungen ist eines elementar, aber in unserer kirchlichen Realität nicht selbstverständlich und umfassend etabliert: eine Kultur der Offenheit, Transparenz, der Neugier, der aufrichtigen Anerkennung und Wertschätzung des anderen Lebensentwurfes. Die Menschen im Quartier müssen das Gefühl haben, dass wir sie wirklich und bedingungslos wahr- und ernstnehmen.

Es braucht eine neue Empfangskultur. Das meint nicht die oft thematisierte „Willkommenskultur“, sondern die Bereitschaft zum Empfangen und Aufgreifen von Signalen der Menschen – auch und vor allem der Menschen jenseits der Kirchenmauern.

Das klingt zunächst recht unspektakulär, ist jedoch eine grundlegende Veränderung: Es bedeutet nichts weniger als einen Haltungswechsel in der pastoralen Praxis. Eine Abkehr von einer im katholischen Kontext noch immer weit verbreiteten paternalistischen Haltung hin zu einer offenen, demütigen Bereitschaft zur Begegnung auf Augenhöhe.

Es heißt, dass wir andere, fruchtbare Möglichkeiten des Menschseins und des Christseins erproben und reflektieren wollen. Mehr noch: dass wir uns verändern (lassen) möchten.

Menschen spüren schnell, ob wir ernsthaft Interesse an ihnen und ihren Erfahrungen und Expertisen haben. Der Pastoraltheologe Prof. Dr. Bernd Hillebrand bringt es auf den Punkt: „Wir werden gemessen [...] an unserer Haltung und nicht an Themen“ (Hillebrand 2021a).

Eine Haltung der zugewandten bedingungslosen Offenheit können wir nur in Begegnungen beweisen. Hier können wir Veränderungshilfe bekommen. Wir sollten endlich auch jene ansprechen, mit denen wir nicht reden. Aber wer ist hier „wir“?

Engagementförder*innen im Erzbistum Köln als Spezialist*innen

Barbara Mundel spricht von „Spezialisten“ für „Übergänge und Zwischengewissheiten“. Im Erzbistum Köln haben wir solche Menschen: Hier gibt es seit einigen Jahren den Beruf der Engagementförderin/des Engagementförderers. Derzeit etwa 50 Kolleg*innen aus ursprünglich vielen unterschiedlichen Professionen arbeiten auf Basis diözesaner Standards, aber auf jeweils individuelle Weise daran, die Arbeit ihrer Kirchengemeinden mit den Menschen im Sozialraum zu synchronisieren und das Bild von Kirche vor Ort zu erneuern. So generieren sie auch Impulse für einen Haltungswechsel.

Die Kolleg*innen entwickeln engagementfreundliche Strukturen und neue partizipative Elemente in ihren Pfarreien. Dazu bauen sie z. B. Netzwerke kirchlichen *und* bürgerschaftlichen Engagements auf (oder treten bestehenden bei), machen Angebote für Menschen, die etwas gestalten, sich einbringen oder etwas für andere tun möchten. Sie greifen die Ideen der Menschen auf, unterstützen und begleiten die Realisierung. Im Pastoralteam und in den kirchlichen Gremien machen sie sich zu Anwält*innen von Menschen, Impulsen, Ideen, Entwicklungen. Die Engagementförder*innen sind also am „Puls der Menschen“ im Sozialraum orientiert – und nicht am innerkirchlichen Bedarf. Sie trachten in der Regel nicht danach, Lücken zu füllen und beispielsweise Lektor*innen, Katechet*innen zu akquirieren. Mit großem Herzen, offenen Ohren und aufrichtigem Interesse initiieren oder erneuern sie einen Dialog zwischen Kirche und Menschen/ Institutionen in der Stadt und machen Kirche neu als Teil des kommunalen Lebens sichtbar.

Das eigene Territorium verlassen – dafür haben wir ein Vorbild

Weil wir jedoch anderen nur noch selten in der Kirche, in unserer Gemeinde begegnen, müssen wir andere Orte finden, an denen dies möglich ist: also das eigene Territorium verlassen. Diese Vorstellung geht für manche Hauptamtlichen in den Pfarreien einher mit einem Gefühl der Unsicherheit, der Unwägbarkeit. Denn damit verlassen wir die Komfortzone. Wir gehen runter von dem Feld, auf dem wir die Ordnung und die Regeln bestimmen. Wir gehen raus aus unserer Blase.

Wahrlich nicht in jeder Pfarrei kann ein*e Engagementförder*in einfach im Pastoralteam verkünden, dass man sich jetzt mal den Menschen an anderen Orten der Stadt zuwenden wolle, jenseits unserer kirchlichen Souveränitätssphäre.

Aber wenn wir es tun, treffen wir oft auf Menschen, die Ideen haben, die Wünsche äußern oder etwas gestalten wollen. Womöglich wollen einige sogar Ideen in die kirchliche Arbeit einbringen, neue liturgische Formate etwa. Wenn wir sie im Ausprobieren unterstützen, kommt es schnell zu Klärungsbedarfen in den Pastoralteams oder Gremien. Gewohnheiten und Visionen prallen aufeinander. Das Teilen von Verantwortung, Machtverzicht, das Aufweichen paternalistischer Strukturen führen zu Widerständen, aber die Klärung ist notwendig. Denn „nur, wenn wir es schaffen, Prozesse zu ermöglichen und auszuhalten, die wir nicht bis ins Letzte kontrollieren können und wollen, werden wir glaubwürdige Veränderungen in Gang setzen“ (Mundel/Mackert 2011, 135).

Aus Erfahrung können wir versichern: Da, wo ein Aufbruch ermöglicht wird, werden die Beteiligten nicht von Verunsicherungen belastet, sondern erfüllt von einer bewegenden Neugier, einer anderen Lebendigkeit, einer Vorfreude darauf, Neues zu erleben und zu erfahren.

Für solches Tun, für das Hinausgehen, für die Hinwendung zu Menschen, besonders zu jenen, die am Rande von Kirche oder Gesellschaft stehen oder ganz außerhalb, haben wir ein Vorbild: Genau das hat Jesus getan.

Praxisbeispiel: Ein „Laboratorium“ auf drei Rädern

Leider sind wir nicht mehr sehr geübt darin, rauszugehen und den Kontakt auf anderem Territorium zu suchen und dort Begegnungen zu schaffen. Wir müssen uns ausprobieren. Analog zu Barbara Mundels „Laboratorien“ brauchen wir Orte, an denen wir experimentieren, Versuchsanordnungen herstellen können. Das müssen nicht zwingend feste Orte sein.

*Eine Vorgehensweise ist es, unterschiedliche Orte temporär aufzusuchen: Innenstädte, Stadtteilfeste, Stadtplätze oder auch Wohnheime für Geflüchtete oder für Obdachlose. Das tun einige der Engagementförder*innen, stellen etwa ein Sofa auf die Straße und laden die Menschen zu Kaffee und Gespräch ein.*

In Remscheid-Lennep agieren wir manchmal im Stile einer „künstlerischen Intervention“ im öffentlichen Raum: Mit einer Piaggio Ape (dem italienischen motorisierten Dreirad) agieren ehrenamtlich Engagierte mit dem hauptamtlichen Engagementförderer auf Stadtteilfesten oder anderswo im Quartier. Die Ape ist mit wechselnden Werbeflächen bespannt, eine Plane ist z. B. mit „GEMEINDE TRIFFT“ und dem Logo der Kirchengemeinde bedruckt. Am Aktionsort packen wir Strandliegen, Kunstwiese und Sonnenschirme aus, bauen eine Szenerie, die neugierig macht, und unterbrechen die Alltagsroutine. Vorbeikommende Menschen laden wir ein, mit Fruchtdrink im Liegestuhl Platz zu nehmen, sich der Alltagshektik zu entziehen. Über diese spielerische Arbeitsweise kommen wir in einen Austausch, etwa über die Frage: „Sind Sie schon mal baden gegangen?“ Rasch entwickelt sich ein Gespräch über Erfahrungen mit dem eigenen Scheitern. Weil die Leute spüren, dass wir ernsthaft an ihren Erzählungen interessiert sind, erfahren wir, was sie bewegt. Und unsere Gesprächspartner*innen erfahren im Verlaufe der Aktion, was *uns* bewegt. Ähnlich agieren wir auch im Park, vor einem Wohnheim oder auf dem Friedhof (etwa an Allerheiligen) und schaffen neue Begegnungen.

„Servicestellen Engagement“ sind Resonanzräume

Neben mobilen Aktionsformen errichten Engagementförder*innen auf anderem Territorium jenseits des Pfarrzentrums ganz neue Orte, die den Menschen signalisieren: Hier seid ihr willkommen, hier hört man euch zu, hier werdet ihr ernst genommen, hier könnt ihr Ideen einbringen und verwirklichen – wir helfen dabei.

Diese „Laboratorien“ heißen „Servicestellen Engagement“ und repräsentieren ein recht junges Modell im Erzbistum Köln. Die Servicestellen sind offene Schnittstellen zwischen Kirchengemeinde und Sozialraum, dabei sind sie unterschiedlich konzipiert – sie können in einem Ladenlokal in der Stadt beheimatet sein oder in einem Stadtteilzentrum gemeinsam mit kooperierenden Einrichtungen. Aber auch mobile Formate können ein Servicestellen-Engagement sein. Andere präsentieren sich virtuell im Netz und agieren zwischen Digitalität und Präsenz.

Im Idealfall wird die Struktur der Servicestelle in der Pfarrei gemeinsam von Engagementförderung, Pastoralteam, Pfarrgemeinderat und Kirchenverwaltung und ehrenamtlich Engagierten entwickelt. Diese Engagierten sind die eigentlichen Spezialist*innen, die wir brauchen. Ohne ihre Expertise bleibt die Gefahr groß, dass wir in den Kirchengemeinden in unseren Routinen verharren und nicht oder nur zögerlich aufbrechen zu einem Haltungswechsel. Mit ihrer Hilfe kommen wir raus aus unserer Wagenburg. Denn nicht unsere Konzepte machen Zukunft von Kirche aus, sondern es sind Menschen, die in der Lage sind, auf andere Menschen zuzugehen (vgl. Hillebrand 2021a). Wir brauchen ihre Erfahrungen, ihre Ideen, ihre Energie.

Warum sollten sie uns all das geben? Ausgerechnet sie, die wir womöglich lange nicht im Blick hatten, mit denen wir keinen Kontakt suchten? Vielleicht deshalb, weil sie spüren, dass wir es ernst meinen; dass wir an ihren Persönlichkeiten interessiert sind; dass wir wirklich lernen und uns verändern wollen.

Das können die Menschen erfahren in „Servicestellen Engagement“ oder ähnlich geeigneten Räumen. Im gelingenden Falle bieten wir den Menschen damit Resonanzräume. Auch jene, die kaum Gehör finden, die anders denken und leben, können sich hier ausdrücken. Wenn wir in der Praxis beweisen, dass hier Platz ist für Zweifel und Diskurs, für Fremdes und Irritierendes, dann werden die Menschen anders auf die Ortskirche schauen als bisher. Denn wir geben ihnen einen Raum, in dem sie eine Bühne haben, wo sie sich selber, ihre Persönlichkeit weiterentwickeln können. Wenn wir Freiräume bieten und nutzen, Spielräume erweitern, Denkräume öffnen, dann werden diese Räume zu Keimorten für eine neue Haltung in unserer kirchlichen Praxis (vgl. Hillebrand 2021a).

Unsere Erfahrung zeigt, dass Menschen, die ein Ungenügen an der Gesellschaft, an der Kirche oder am eigenen Leben empfinden und etwas verändern und tun wollen, solche geschützten Räume auch nutzen. Und dann entsteht vieles wie von selbst. Ausgehend von den Themen, Bedürfnissen, Leidenschaften der Leute bilden sich Gruppen, die sich fortan regelmäßig treffen. Selbsthilfegruppen, Kreativkreise, Hilfsinitiativen, Weltcafés, Bibelkreise, Literaturclubs und manches mehr.

Servicestelle in Lennep als Produktionsstätte künstlerischer Formate

Damit ist schon viel erreicht. In Remscheid-Lennep haben wir noch einen besonderen Ansatz: Wir verstehen unsere Servicestelle in einem Ladenlokal in der Lenneper Altstadt als Produktionsstätte. Hier sammeln sich unsere Erfahrungen aus den Begegnungen mit Menschen in den unterschiedlichen Formaten. Aus diesen Impulsen und Ideen entwickeln wir mit unseren neuen Kontakten eigenständige Kulturprojekte. Wir kombinieren eine Kultur des Empfangens, Zuhörens, des Zugehens mit Angeboten des Ermöglichens, der Transformation, des Spielens. Das motiviert Menschen, ihre Anliegen in Ausstellungen, Aufführungen, Performances und Medien wie Filmen, Podcasts oder Büchern zum Ausdruck zu bringen und zur Diskussion zu stellen.

Menschen, die wir und die sich zuvor oft nicht kannten, füllen diese künstlerischen Projekte mit Begeisterung und Leben aus. Wir agieren gemeinsam in Wohnheimen für Geflüchtete, in Vereinen, in Treffs für Senior*innen, im öffentlichen Raum, in der Servicestelle und anderswo. Schon mehrfach wurden diese immer in Kooperationen realisierten Arbeiten mit Preisen bedacht. Das interkulturelle und inklusive Kunstprojekt „MEIN GOTT, LENNEP!“ wurde 2022 in Kassel mit dem „Andere Zeiten Missionspreis“ ausgezeichnet. Für die Menschen verbindende, Energien und Mut freisetzende Arbeit „Weltort Lennep“ wurden uns 2019 in Essen der „Katholische Preis gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus der Deutschen Bischofskonferenz“ und 2018 in Köln der „Lotsenpunkt Förderpreis“ verliehen.

Würden wir auf unserer „Kircheninsel“ verharren, hätte keine von diesen unzähligen Begegnungen stattgefunden, wäre keines unserer Projekte entstanden. Fruchtbare Begegnungen sind keineswegs ausschließlich dann möglich, wenn wir „uns auf den Weg nach draußen machen“. Auch in der Gemeinschaft der heiligen Messe, in Bibel- oder Familienkreisen und anderen gemeindlichen Formaten gelingt es. Aber in der Regel bleiben wir hier „unter uns“, im Vertrauten und Gewohnten. Neue Impulse und Ideen finden wir eher, wenn wir unser Territorium verlassen. Unsere Projekte wirken wie Sauerstoffzufuhr. Das hilft uns, ein neues, frischeres Bild von Kirche in der Gesellschaft aufblühen zu lassen. In helleren Farben kann es glaubwürdig erzählen von einer Kirche im Ort, die dem Quartier, den Menschen und ihren Lebenswelten zugewandt, aufrichtig interessiert, heutig, veränderungsfreudig, innovativ ist.

Zu sich selbst kommen

Im Kern haben wir es in der Engagementförderung mit dem Ermöglichen von spirituellen Erlebnissen zwischen Menschen zu tun. Wenn das Wirken des Heiligen Geistes in Begegnungen und im Tun von Menschen aufblitzt, erfahrbar wird – dann ist für einen Moment das soeben noch unmöglich Scheinende wirklich geworden.

Gleichwohl kommt es vor, dass wir gefragt werden: „Was habt ihr denn als Kirchengemeinde davon? Dieser ganze Aufwand! Kommen durch diese Arbeiten nun mehr Menschen in die Messe?“

Ist dies die richtige Frage? Oder fragen wir uns eher: „Was haben die beteiligten Menschen davon?“ Denn es ist doch der genuine Auftrag von Kirche, den Menschen nahe zu stehen, ihnen zu dienen (vgl. Hillebrand 2021a). Nicht aus einer allwissenden, allzu selbstgewissen Position heraus, sondern als Begleitende auf Augenhöhe.

Das bedeutet doch nichts als: Wenn wir als Kirche unser Territorium verlassen, kann uns das zurückführen auf unser ureigenes Terrain. Weg von der Beschäftigung mit Regeln und Verboten, mit Machterhalt und Bürokratie, hin zu den Menschen. Jenseits des Territoriums kann uns mit neuen Menschen eine Neuaneignung unserer genuinen Aufgabe gelingen. Im Fortbewegen, in der Begegnung mit anderen findet Kirche auch wieder zu sich selbst.

Literatur und weiterführende Hinweise

Goehler, Adrienne, Verflüssigungen – Wege und Umwege vom Sozialstaat zur Kulturgesellschaft, Frankfurt am Main 2006.

Hillebrand, Bernd, [Interview anlässlich des Fachtages Engagementförderung im Erzbistum Köln, 2021a](#) (alle Internetquellen abgerufen am 12.7.2023).

Hillebrand, Bernd, Wenn Kirche dient ... Exemplarischer Haltungswechsel durch „Servicestellen Engagement“, in: Anzeiger für die Seelsorge 11/2021b, 36-41.

Hillebrand, Bernd, Aufbruch zu einer gastlichen Kirche. Haltungswechsel durch „Servicestellen-Engagement“, in: Pastoralblatt 74 (1/2022) 3-10.

Mundel, Barbara/Mackert, Josef, Fluxus für das Stadttheater, in: Theater der Zeit. Heart of the City. Recherchen zum Stadttheater der Zukunft (Arbeitsbuch 2011), Berlin 2011, 128-137.

Pilz, Dirk, [Unter Ängstlichen. Bühnenglauben – Warum das Theater mit Gläubigen kaum etwas anzufangen weiß](#), in: [nachtkritik.de](#), 2017.

Verstreut, vernetzt, verbunden: Glaube und Spiritualität in digitalen Räumen

Es gehört zu unserer vielfältigen, individualisierten Gegenwart, dass glaubende Menschen sich mit ihrer persönlichen Spiritualität, ihrem Lebensstil und ihren Bedürfnissen nicht unbedingt in dem wiederfinden, was an ihrem Lebensort oder in erreichbarer Umgebung kirchlich angeboten und/oder möglich ist. Wie digitale Räume bieten können, was im Territorialen schwer möglich ist, zeigt Andrea Imbsweiler an zwei Beispielen.

Es ist eine Binsenweisheit: Das Internet kennt keine Grenzen (es sei denn, man errichtet sie, wie einige autoritäre Staaten, künstlich mit einigem technischen Aufwand) – schon gar keine kirchlichen. Für die Kirche mit ihrer territorialen Grundstruktur war das lange nicht leicht zu verstehen. Legendär ist die Frage eines Bistumsverantwortlichen angesichts der ihm präsentierten Nutzerzahlen eines beliebigen kirchlichen Onlineangebots, wo man denn sehen könne, wie viele davon aus dem eigenen Bistum stammten, wohl aus dem Interesse, ob der finanzielle und personelle Aufwand dafür den Bistumsangehörigen oder vor allem „Fremden“ zugutekamen.

Nach dem aus der Not geborenen Boom von Online-Angeboten in der Corona-Zeit ist es für kirchliche Internetprojekte nun wieder schwieriger geworden: Wenn es doch wieder unbeschränkt möglich ist, in den Kirchen und Gemeindezentren zusammenzukommen, warum dann noch Ressourcen ins Digitale stecken? Vor allem der gewohnte Betrieb in den Gemeinden vor Ort soll funktionieren, so gut es noch geht. Digitale Projekte laufen, wenn überhaupt, oft *on top* – zusätzlich, nebenbei, mit geringer Priorität oder gleich komplett ehrenamtlich ohne offizielle Unterstützung.

Dabei bieten digitale Formen die Chance, auch speziellere Interessen und Bedürfnisse zu bedienen, die lokal bzw. territorial nicht abzubilden sind. Dafür möchte ich zwei Beispiele vorstellen.

AufWind Lingualpfeife-Community: eine Art Online-Gemeindehaus

Hier stehen die Türen immer offen: Menschen treffen sich täglich zu Gebet, ernsthaften Gesprächen und lockerem Geplauder. Der Zugang ist grundsätzlich für alle frei; wer möchte, kommt herein und kann Gesprächspartner:innen und Gemeinschaft finden. Man tauscht sich über den Glauben aus und über das Leben. Wer das möchte, kann sich mit Fragen, Sorgen oder Anliegen vertraulich an Seelsorger:innen wenden. Viele bringen sich ehrenamtlich ein, um alles am Laufen zu halten und einen sicheren, angenehmen Raum für alle, die kommen, zu gewährleisten.

Das klingt nach einer Gemeinde, wie viele sie sich wünschen. Aber etwas ist entscheidend anders als etwa in der Pfarrei vor Ort: All das spielt sich nicht in einem Kirchenraum, einem Gemeindezentrum und/oder Pfarrhaus in der Stadt X oder dem Dorf Y statt, sondern online. Die **Lingualpfeife-Community** kommt aus dem gesamten deutschsprachigen Raum (und darüber hinaus) und trifft sich übers Internet auf einem Discord-Server, einer Plattform, die Schrift-, Sprach- und Videochats ermöglicht.

Ein weiterer Unterschied: Das Ganze ist nicht kirchenamtlich geplant, finanziert und verantwortet, sondern aus der Initiative von Menschen entstanden, die sich online um ein gemeinsames Thema gefunden und sich selbst weiter organisiert haben. Getragen wird die Community vom ehrenamtlichen Engagement der Mitglieder. Priester und andere Seelsorger:innen sind, gleichfalls ehrenamtlich, dabei und ansprechbar, haben aber keinen offiziellen Auftrag und auch nicht aufgrund ihres Berufs Leitungsaufgaben.

Gebildet hat die Gemeinschaft sich ursprünglich um den Youtube-Kanal von Ludwig Martin Jetschke (damals noch Student, mittlerweile Lehrer, und dazu Kirchenmusiker) im Kommentarbereich seiner Orgelvideos, die zunächst vor allem Orgel-, Kirchenmusik- und Liturgieinteressierte anzogen. In den Kommentaren entstanden Gespräche und Diskussionen; bald weiteten sich die Gesprächsthemen auf andere Glaubensfragen aus. Nachdem die Kommunikation in den Kommentaren immer umfangreicher wurde und sich ein starkes Gemeinschaftsgefühl bildete, zog die Community zuerst auf WhatsApp und schließlich, kurz vor der Corona-Pandemie, auf Discord um, wo verschiedene Kanäle Unterhaltungen zu verschiedenen Themengebieten, zum gemeinsamen Beten oder „einfach so“ erlauben. Zur Lingualpfeife-Community gehört aber auch, dass es nicht beim rein digitalen Kontakt bleibt, sondern immer wieder Mitglieder sich an einem Ort verabreden und „von Angesicht zu Angesicht“ begegnen, in größeren Abständen auch bei einem offiziellen Community-Treffen, dem sogenannten „LinguMeet“.



Andrea Imbsweiler ist Referentin für Evangelisierung und Digitalisierung bei der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Foto: Angelika Kamlage, angelika-kamlage.de

Die Corona-Zeit mit Lockdowns, Kontaktbeschränkungen und dem Aussetzen von Gottesdiensten, dann die lange Zeit noch durch Hygienekonzepte und Abstandsgebote erschwerten Bedingungen für alle Treffen vor Ort war eine intensive Zeit für die Lingualpfeife-Community, in der fast jederzeit Kontakt und Gespräch möglich war und unter anderem auch viele Gottesdienste online gefeiert wurden, für die die Teilnehmer eigene Formen der Partizipation und Mitgestaltung entwickelten.

Heute, einige Zeit nach der Rückkehr einer Art von „Normalzustand“, ist in der Community weniger Betrieb. Das liegt sicher auch daran, dass die inzwischen rund 600 angemeldeten Mitglieder zu einem großen Teil durchaus auch in den Gemeinden vor Ort kirchlich präsent sind, dort Liturgie mitfeiern oder mitgestalten und sich engagieren. Ein Platz für Kontakt, Austausch und gemeinsames Gebet ist die Community aber nach wie vor. Sie ersetzt für viele nicht etwa die Anbindung an eine Ortsgemeinde, sondern ergänzt sie um Elemente, die dort fehlen oder in der dortigen Form für den Einzelnen nicht passen. Für andere ist sie der einzige Kontakt zu einer christlichen Gemeinschaft, den sie haben. Auf jeden Fall für die, die sich dort nach wie vor treffen und engagieren, bereichernd und wertvoll über das hinaus, was sie an ihren Wohn- und Lebensorten für sich finden – sonst kämen sie ganz einfach nicht.

Netzklöster: digitale Meditationsgemeinschaft

Ein digitaler Raum für analoge Meditation und Achtsamkeit, eine Schule und ein Treffpunkt für Menschen, die eine ganz bestimmte Form der Spiritualität in der Tradition christlicher Kontemplation und eine gemeinsame Übungspraxis pflegen – und das unabhängig vom Lebensort, unabhängig auch von konfessioneller Zugehörigkeit. Das ist die Idee des **Netzklöstlers**, das als FreshX von der evangelisch-methodistischen Kirche (EMK) der Schweiz getragen wird.

In der Stille sitzen und Beten kann man selbstverständlich auch allein, aber vielen Christen, die mit dem kontemplativen Gebet in Berührung gekommen sind und es z. B. im Rahmen eines Exerzitienkurses eingeübt haben, fehlt im Alltag die Bestärkung durch andere auf einem ähnlichen Weg. Entsprechende Meditationsgruppen gibt es bei weitem nicht überall. Für manche haben sich daher Online-Gruppen als hilfreich erwiesen, in denen sie digital verbunden gemeinsam meditieren und sich über die Erfahrungen mit ihrer Meditationspraxis austauschen können.

Einen solchen von überall her zugänglichen digitalen Treffpunkt bietet auch das Netzklöster an. Es veranstaltet zum einen (im Wesentlichen) online stattfindende Einführungskurse, zum anderen regelmäßig wöchentlich eine gemeinsame Meditationszeit und monatlich dazu eine Austauschmöglichkeit. Von Anfang an wurde dabei über die (deutschsprachige) Schweiz hinausgedacht. Im Rückgriff auf die gesamte kontemplative und mystische Tradition des Christentums spielen auch Konfessionsgrenzen hier keine Rolle.

In vielen Punkten ist das Netzklöster geradezu gegensätzlich zur Lingualpfeife-Community: hier ein offiziell kirchliches Angebot unter professioneller Leitung, sehr fokussiert auf feste Zeiten und eine bestimmte Spiritualitätsform, in seinem Auftritt in einer sehr modernen Ästhetik durchgestaltet – dort der selbstorganisierte Freiraum mit vielen verschiedenen Möglichkeiten, Leben und Glauben zu teilen.

Im Kern aber geht es bei beiden Angeboten darum, Menschen mit bestimmten Interessen und Bedürfnissen, für die sie an ihrem Lebensort keinen Raum und/oder keine bzw. zu wenig Gleichgesinnte finden, digital zusammenzubringen und so Gemeinschaft im Glauben zu ermöglichen, egal ob ergänzend zur Präsenz in einer örtlichen Gemeinde oder als mehr oder weniger einziger Andockpunkt an christlicher Gemeinschaft.

Digitale Perspektiven für eine territorial denkende Kirche

Die Beispiele zeigen, wie digitale Gemeinschaftsformen Glaubenden in ihrer Spiritualität und ihrer Lebensgestaltung Gemeinschaft und Unterstützung bieten können, die sie vor Ort nicht finden. Das wäre gerade in einer Zeit, wo das eher schwindende Angebot in den Gemeinden immer weniger die vielfältigen Interessen und Vorstellungen abbilden kann, ein guter Grund für die Bistümer, sich in diesem Bereich weiter und verstärkt zu engagieren.

Die Lingualpfeife-Community hat sich ohne offiziellen Auftrag in Eigeninitiative und selbstorganisiert entwickelt. Das ist bemerkenswert und an sich vielleicht schon Hoffnungszeichen und Modell für die Zukunft. Vielleicht wäre es aber trotzdem eine gute Idee, solche Initiativen – falls und soweit die Gemeinschaften selbst das überhaupt wollen – auch seitens der Bistümer nach Möglichkeit zu unterstützen (allerdings ohne sie dabei unter Kontrolle bringen zu wollen!) und damit die Vielfalt christlichen und kirchlichen Lebens zu stärken.

Das Beispiel des Netzklöstlers zeigt eine Art von kirchlichem digitalen Engagement, das die Unterstützung einer persönlichen Spiritualität und Gottesbeziehung in den Vordergrund stellt, nicht das klassische Gemeindeleben. Von Anfang an wurde dabei über die (deutschsprachige) Schweiz als Zuständigkeitsbereich der EMK hinausgedacht. Ebenso steht die konfessionelle Prägung ganz im Hintergrund gegenüber der gemeinsamen spirituellen Tradition des Christentums, das Angebot richtet sich nicht primär an die eigenen Mitglieder und versucht auch nicht, Mitglieder zu gewinnen.

Den Bistümern und allen Kirchen ist der Mut zu wünschen, dass sie sich von der Digitalität immer mehr inspirieren lassen, über territoriale (und andere) Grenzen weit hinauszudenken, und so neue Wege und Formen christlichen Lebens für die Zukunft zu ermöglichen und zu

unterstützen.

| Katholische Arbeitsstelle
| für missionarische Pastoral

[Impressum](#) | [Datenschutz](#) | [Redaktion](#)

Digitale Kirche – grenzenlose Lebenswirklichkeit mit Potenzial

Das „world wide web“, der von der Allgemeinheit wohl am meisten genutzte Dienst des Internet, macht schon mit seinem Namen klar: Online-Kommunikation kennt im Prinzip keine Grenzen, ein Denken in abgegrenzten Territorien ist dem Internet fremd. Stefanie Uphues beschreibt Reibungspunkte zwischen Kirche im digitalen Raum und den gewohnten kirchlichen Strukturen, zeigt aber auch deren enge Beziehung und das Potenzial gegenseitiger Ergänzung auf.

Wer „digitale Kirche“ bei Google sucht, landet fast 14 Millionen Treffer (Eingabe am 22.03.2023). Es scheint sie also zu geben, die „digitale Kirche“. Aber was oder wer verbirgt sich dahinter? Schaut man sich die Treffer stichprobenartig an, zeigt sich, dass damit keine Kirche im Sinne einer definierten Gemeinschaft, eines konkreten Ortes oder begrenzten Raumes gemeint ist. Viele der Google-Treffer beziehen sich darauf, dass Kirchen und christliche Gemeinschaften digitale Technologien nutzen, um Gottesdienste, Andachten oder Events zu übertragen oder ergänzende Methoden zu analogen Angeboten wie einer Firmvorbereitung zur Verfügung zu stellen. Die Technik wird folglich als Übertragungsform oder als Hilfsmittel eines eigentlich analogen Tuns genutzt.

Ersatz der physischen Kirche?

Fragt man den Chatbot ChatGPT danach, was er über digitale Kirche weiß, antwortet er ähnlich und ergänzt: „Die digitale Kirche bietet eine Möglichkeit, die Reichweite der Kirche zu erweitern und Menschen zu erreichen, die möglicherweise sonst nicht mit dem christlichen Glauben in Berührung kommen würden.“ Und: „Es gibt jedoch auch Debatten darüber, ob die digitale Kirche als Ersatz für die physische Kirche angesehen werden sollte oder ob sie die Bedeutung von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit innerhalb der Kirche untergräbt“ (<https://chat.openai.com>, Frage: „Was ist digitale Kirche?“).

Diese Bedenken, die die künstliche Intelligenz aus verschiedenen Blog- und Interneteinträgen zusammengefasst hat, zeigen, wie ambivalent „digitale Kirche“ zu sehen ist. Ersetzt digitale Kirche etwas oder „untergräbt“ sie gar die „Bedeutung von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit innerhalb der Kirche“?

Digitalität ist Normalität

Das „Zuhause“, der Raum digitaler Kirche, ist das World Wide Web, das Internet mit seinen unendlich vielen auch religiösen und kirchlichen Homepages und sozialen Netzwerken. Das Internet ist nicht nur Medium im Sinne eines Kommunikationsmittels zwischen Sender und Empfänger. Es bietet, ermöglicht und schafft vielmehr Räume, die sich immer mehr analogen Räumen angleichen. Mehr noch: Von jungen Menschen werden digitale und analoge Räume in ihrer Bedeutung gar nicht mehr voneinander unterschieden. Digitalität, das ist heute selbstverständlicher Teilbereich der Lebenswirklichkeit und des Alltags, in Deutschland immerhin für fast 100 Prozent der über 14-Jährigen, so die [ARD/ZDF Onlinestudie 2022](#). Am Nachmittag wird gemeinsam auf dem Sportplatz gekickt, am Abend trifft man sich zum Fortnightspielen, jeder an seinem Schreibtisch sitzend und doch gemeinsam agierend. Es werden Freundschaften auf Instagram oder TikTok geknüpft und gepflegt. Es werden Beziehungen beendet, weil die Standortangabe bei Snapchat verrät, dass die Freundin nicht dort ist, wo sie nach eigener Aussage sein sollte. Zugegeben: Wer nicht als Digital Native aufgewachsen ist wie ich, dem sind die Möglichkeiten, die Social Media *by the way* eröffnen, manchmal suspekt und faszinierend zugleich.

Digitalität als eine Lebenswirklichkeit neben anderen anzuerkennen legt nahe, den digitalen Raum auch pastoral zu bespielen. Zur digitalen Kirche gehören heute Einzelpersonen, Gruppen oder Einrichtungen, die die Botschaft des Evangeliums auf ihre Weise in die Welt tragen.

Territoriale Ordnung schafft Nähe ...

Dabei folgt die Lebenswirklichkeit im digitalen Raum allerdings anderen Gesetzmäßigkeiten als im analogen. In Letzterem denkt Kirche, zumal die katholische, als Institution strukturell und kirchenrechtlich geografisch. Sie ist Territorialkirche; eine Territorialpfarrei umfasst ein bestimmtes umgrenztes Gebiet und ist für die Gläubigen, die dort ihren Erst- oder auch Zweitwohnsitz haben, zuständig. So hat jeder Katholik, jede Katholikin einen für seinen bzw. ihren Wohnsitz verantwortlichen Bischof und Pfarrer, an die sie sich in pfarrlichen Angelegenheiten wenden können, ja in manchen Fällen sogar müssen (vgl. c. 374 § 1 CIC). Diese Strukturierung von Seelsorgebezirken, wunderbar mit farbigen Grenzen auf Bistumslandkarten zu visualisieren, erleichtert die Bildung von Gruppen und Gemeinschaften und schafft klare Zuständigkeiten für die Regelung von



Stefanie Uphues ist Referentin für Katechese und für Internetseelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster.

Sakramentenspendungen, liturgischen Feiern oder Finanzen. Es gibt innerhalb der Pfarreien konkrete Gesichter und helfende Hände, Ansprechpartner und Ansprechpartnerinnen, den geweihten Pfarrer genauso wie die beauftragte Pastoralreferentin, den Sozialdienst, das Pfarrbüro etc. – Orte, an denen Menschen Unterstützung und Begleitung erfahren dürfen und die den Rahmen schaffen für das Gemeindeleben vor Ort.

... und Grenzen

Geografische Nähe ist umgekehrt verbunden mit Entfernungen und Grenzen. Der Rahmen oder der Raum, in denen Kirchenmitglieder Angebote liturgischer, spiritueller und pastoraler Art wahrnehmen können, ist im Analogon bestimmt durch den Wohnort. Wer mobil ist, kann für eine gute Predigt oder ein spezifisches Angebot noch fahren, aber der Radius bleibt selbst mit Rad, Bus oder Auto begrenzt – und die Lust auf solchen Aufwand ebenso.

Zunehmende Weiten

Indessen führen sich verringernde Kirchenmitgliederzahlen seit Jahren dazu, den geografischen Raum von Kirche als pastoralen Raum neu zu denken, nämlich weiter und größer, im eigentlichen Wortsinn. Fusionen waren gestern, heute sind es pastorale Räume, die geschaffen werden, größer und flächiger als je zuvor. Und weiter im Sinne von leerer und luftiger, denn weniger Mitglieder sorgen für mehr Leere in Kirchen und Pfarrzentren (vgl. Sellmann 2017). Die Lehre aus der Leere? Die klassische Gottesdienstgemeinde wandelt sich. Die Gelegenheiten zur Gemeinschaftsbildung werden seltener, es droht die Gefahr der Vereinzelung. Pastorale Arbeit als Beziehungsarbeit – die sie ist – wird mit jedem Kilometer, der zurückgelegt werden muss, schwieriger und zeitaufwändiger. Zeit, die angesichts zurückgehender Zahlen von pastoralen Mitarbeitenden kaum noch jemand hat.

Differenzierte neue Kirchorte

So überrascht es nicht, dass seit einigen Jahren innerhalb der XXL-Pfarreien kleinere Gemeindeformen wiederentdeckt und neue Kirchorte entwickelt werden. Es entsteht ein Netzwerk verschiedener Akteure und Angebote, in dem die Pfarrei mit ihrem Kirchturm nicht länger Hauptbezugspunkt ist. Die klassische Gottesdienstgemeinde ist nur ein Ort, nur eine Teilwirklichkeit neben anderen, in denen Christen und Christinnen Glaubensgemeinschaft erleben und sich spirituell weiterentwickeln können. Die zunehmende Differenzierung entspricht der Individualisierung der Gesellschaft und trägt der Entwicklung Rechnung, dass kirchliche Angebote vor allem ereignis- und bedarfsbezogen nachgefragt werden.

Relevanz und Erreichbarkeit im Analogon

Bewusster als noch zu volkskirchlichen Zeiten stellen sich heute Christen und Christinnen die Frage, wie sie ihren Glauben heute leben können und an welchen Orten die Botschaft des Evangeliums erfahrbar wird. Solche Orte gibt es noch viele: Schulen, Kindergärten, Beratungsstellen, Verbände für alle Altersklassen, Orte und Dienste der Caritas und Diakonie, mannigfaltige Freiwilligendienste, Tür-und-Angel-Gespräche im Supermarkt, Bibel- und Familienkreise, die offene Jugendarbeit, Wallfahrten, gottesdienstliche Feiern, Sakramentalien oder andere Feierangebote an Lebenswenden. Für solche lebensdienlichen Angebote nehmen Menschen durchaus auch weite Wege in Kauf.

Im Digitalen: Nur Relevanz ist relevant!

Diese Mentalität, sich bewusst das zu suchen, was relevant fürs eigene Leben ist, führt auch in digitale Räume. Während allerdings bei geografischen Orten das Kriterium der physischen Erreichbarkeit zumindest mitentscheidend bei der Wahl ist, füllt sich ein digitaler Raum allein aufgrund der Relevanz, die er für jemanden entwickelt. Identitätsstiftend ist nicht die Mitgliedschaft in einer konkreten Gruppe oder Kirchengemeinde, sondern die Frage, inwiefern sich Nutzer und Nutzerinnen mit einer Influencerin identifizieren und dabei selbst partizipieren können.

Entscheidend für Nähe: die Art und Weise des Kontakts

Damit Nähe entsteht und sich eine Beziehung entwickelt, ist nicht die gleiche Luft entscheidend, die zwei oder mehr Menschen atmen. Dies zeigen Erfahrungen aus der beratenden Internetseelsorge, aus Online-Beratungs- oder Supervisionssettings. Nähe entwickelt sich durch die Art und Weise, wie Menschen miteinander in Kontakt treten. Dies passiert digital anders als physisch, da die Kommunikationskanäle andere sind (vgl. Uphues 2021). Anders ist aber nicht notwendigerweise schlechter. Ein Schriftgespräch per Kommentarfunktion, Privatnachricht oder im Chat kann sehr berührend sein. Ein Bild, das jemand postet, kann genau ins Herz treffen. Eine persönliche Erfahrung, die eine Influencerin teilt, kann das eigene Leben in Frage stellen.

Digitalität ermöglicht neue Beziehungsnetzwerke

Der digitale Raum ist eine Form, wie Kirche mit Menschen in Kontakt treten kann und wie Christen und Christinnen miteinander ihren Glauben teilen und leben können. Territorial entgrenzt, erweitert der digitale Raum die Optionen für sinnsuchende Menschen, die für sie „passende“ Gemeinschaft oder Personen zu finden, die sich mit ähnlichen Themen und Fragen wie sie selbst auseinandersetzen. Indem christliche Influencerinnen und (zahlenmäßig derzeit noch weniger) Influencer ihre Follower und Followerinnen teilhaben lassen am eigenen Glaubensleben, an ihren Hoffnungen, Sehnsüchten und Zweifeln, entstehen Beziehungsnetzwerke, die an den Interesse- und Bedürfnislagen der Einzelnen orientiert sind (vgl. Hörsch 2022).

Diese Form von Kirchesein ist verbunden mit einer radikalen Dezentralisierung. Kirchenleitungen haben in digitalen Räumen – anders als es das Territorialprinzip vorsieht – keinen Zugriff mehr. Es braucht das Vertrauen in die Selbstorganisation von Christinnen und Christen (vgl. Höring 2018).

Aufhebung des Monopols zur Glaubensverkündigung

Möglicherweise ist das Vertrauen darauf nicht die größte Herausforderung für Kirchenleitung, sondern der abnehmende Zugriff, der damit verbunden ist. Denn das, was unter dem Label christlicher Gottesrede im Netz kursiert, entspricht nicht unbedingt einer akademisch fundierten Theologie oder der dogmatischen Kirchenlehre. Dies gilt sowohl für sehr freie theologische Ansichten als auch für konservative oder fundamentalistische Ansätze. Spirituelle und religiöse Diskussionen sind gängige Themen in sozialen Medien; dort wird über und von Gott geredet, also Theologie getrieben. Das Monopol der Glaubensverkündigung seitens beauftragter Personen ist im Digitalen aufgehoben. Wer meint, etwas zu sagen zu haben, und sein Verständnis von Christsein teilen möchte, der verkündet es auf dem digitalen Marktplatz. Und dort findet er sicher mehr Leser und Leserinnen, als wenn er seine Thesen an die hölzerne Kirchentür hängt.

Prüfung und Kontrolle: unmöglich

In der Tat, das bringt Unsicherheiten mit sich und ja, es gibt auch so einige Negativbeispiele an spirituellen Ideen und religiösen Diskussionen im Netz. Da steht der digitale Raum dem analogen in nichts nach. Prüfung und Kontrolle im Netz sind schlichtweg unmöglich, wer sollte das auch tun? Es kann nicht wie im geografischen Raum ein Bischof eingesetzt werden, der zuständig für alle (katholischen) Themen im Netz ist. Und es wäre absurd, alle pastoralen Mitarbeitenden damit zu beauftragen, nun bitte als kirchliche Angestellte auch auf Instagram und Youtube für „ihre“ Gemeinde präsent zu sein und dort digitale Kirche zu gestalten.

Diese Unübersichtlichkeit, die große Freiheit im Netz, die Fremdheit gegenüber dem Altvertrauten – das scheint es manchmal schwer zu machen, den digitalen Raum als Ort kirchlicher Gemeinschaft ernsthaft mitzudenken, wenn es um Innovationen, um Pastoralpläne, sich verändernde Strukturen, neue Verkündigungsformen oder Gemeindeentwicklung geht. Vielleicht steckt dahinter auch die Sorge, dass sich im Netz eine Parallelwelt bildet, die den territorialen Kirchenräumen die Mitglieder entzieht.

Analog und digital: verschieden und verbunden

Solche Befürchtungen scheinen laut einer Studie der Evangelischen Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung (midi) aber wenig Hand und Fuß zu haben. Digitales und analoges Engagement hängen vielmehr eng zusammen. 85 Prozent der befragten Follower und Followerinnen christlicher Instagram-Influencerinnen sind Mitglied einer christlichen Kirche, fast 70 Prozent stehen in Kontakt zu einer Gemeinde (vgl. Hörsch 2022). Digitalität führt also nicht notwendigerweise zu einem Rückzug aus der analogen Kirchenwelt. Offenbar finden christlich ohnehin interessierte Menschen bei denen, denen sie auf Instagram folgen, etwas, das ihrem Bedürfnis entspricht, sie aber vor Ort nicht abrufen können.

Digitalität ist eng verwoben mit physischen Präsenzen, mit Personen, Einrichtungen oder Angeboten an konkreten Orten, zu denen man gehen kann. Wer eine App öffnet, bei Google etwas sucht oder Instagram nutzt, der kennt die ständig aufpoppenden Werbungen regional naheliegender Firmen und die Standardfrage der Suchmaschinen, ob der Standort bei der Suche verwendet werden darf (bzw. die Ergebnisse orientieren sich bereits daran). Kirchliche Angebote tauchen dabei leider noch selten auf – hier liegt sicherlich noch ein spannendes Feld, das es zu nutzen gilt. Wie praktisch wäre es, wenn ich nach Informationen zur Erstkommunion oder Hochzeit suche und mir nicht nur Werbung für passende Kleidung, Tischdeko oder Bastelanleitungen für die Kerze angezeigt werden, sondern auch die Kontaktdaten des nächstgelegenen Pfarrbüros oder eines Familienkreises in der Nähe.

Geistliche Hotspots im Netz

Der Religionssoziologe Michael Ebertz forderte vor zwei Jahren, dass Kirche milieuspezifische Angebote machen müsse, „spirituelle Tankstellen“, an denen Menschen die „geistlichen Lebensmittel“ erhalten, die sie benötigen (Ebertz 2021). Der digitale Raum ergänzt die Möglichkeiten solcher Tankstellen der Territorialkirche. Er bietet geistliche Hotspots, die nicht nach dem Territorialprinzip ausgerichtet sind, dafür aber Menschen ansprechen, die von bisherigen Angeboten ausgeschlossen sind oder sich zumindest nicht angesprochen fühlen. Ebertz sieht in der Digitalität sogar „Wachstumspotential für die Kirche, um Leute mit dem Evangelium in Berührung zu bringen“ (ebd.).

Schließen lässt sich der digitale Raum nicht, digitale Kirche wird weiter existieren, in welchen Formen, ist heute vielleicht noch nicht einmal absehbar. Digitale Kirche ist aber kein schlechter Ersatz für und „untergräbt“ auch nicht „die Bedeutung von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit innerhalb der Kirche“ (s. o.). Letztlich gibt es viele Ähnlichkeiten zur analogen Welt. Die digitale Lebenswirklichkeit ist nur ein Abbild dessen, was analog schon da ist an Suche nach Sinn, nach lebensdienlichen Antworten und Möglichkeiten, mit anderen Menschen Leben und Glauben zu teilen. Darin liegt eine große Chance, deren Nutzung und Gestaltung aktuell noch ausbaufähig ist. Als Christen und Christinnen dürfen wir selbstbewusst und selbstverständlich unsere frohmachende Botschaft auf der ganzen Welt verkünden – analog wie digital.

Literatur

Ebertz, Michael N., Religionssoziologe: Kirchen muss ihre flächendeckende Präsenz aufgeben. Michael Ebertz will „mobile Einsatztruppen“ statt einer statischen Kirche (Interview von Gabriele Höfling), in: *katholisch.de*, 2021 (alle Internetquellen abgerufen am 5.7.2023).

Höring, Patrik C., *Eine fluide Kirche in flüchtigen Zeiten. Anmerkungen zu einer möglichen Sozialgestalt von Kirche in einer ‚Postmoderne‘*, in: *futur2* 2/2018.

Hörsch, Daniel (Hg.), *Digitale Communities. Eine Pilotstudie zur Followerschaft von christlichen Influencer*innen auf Instagram*, 2022.

Katholisch.de (Hg.), Religionssoziologe: Kirche muss ihre flächendeckende Präsenz aufgeben (Interview mit Michael N. Ebertz), 2021.

Sellmann, Matthias, „Für eine Kirche, die Platz macht!“. Notizen zum Programm einer raumgebenden Pastoral, in: *Diakonia* 48 (2017) 74–82.

Uphues, Stefanie, *Blended Counseling im Kontext EFL-Beratung*, unveröffentlichte Master-Thesis, 2021.

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2023 » Jenseits des Territoriums » Das Territoriale gibt es nicht mehr

Das Territoriale gibt es nicht mehr

Warum zieht es immer mehr Menschen aus ihren Pfarreien heraus und hin zu Orten, an denen sie ihre Spiritualität auf neue Weise entdecken und leben können? Was hoffen sie an diesen Anders-Orten zu finden? P. Zacharias gibt Einblick in das Leben in einem Kloster, das unterschiedlichste Gäste mit ihrer je eigenen Motivation willkommen heißt. Dabei erklärt er, was Suchende in ihrem zeitlich begrenzten Aufenthalt in einem Kloster wie Münsterschwarzach erwartet.

Die Situation

Ich bin gebeten worden, aus meiner Sicht als Mönch auf die Struktur der Kirche und das Territorialprinzip zu schauen. Bis heute ist das ein gültiges Prinzip von Kirche: Eine Pfarrei umfasst ein bestimmtes Gebiet, der Pfarrei steht ein Pfarrer vor und alle auf dem Gebiet der Pfarrei lebenden Katholiken gehören formal zu dieser Pfarrei. Da es heute aber immer weniger Priester gibt, muss das Gebiet der Pfarreien vergrößert, müssen die Territorien erweitert werden. Das hat in den vergangenen Jahren in den Bistümern zu verschiedenen Lösungsmodellen geführt.

Einige haben mehrere Pfarreien zu einer zusammengelegt, andere haben Pfarrverbände gegründet, in denen jede Pfarrei selbständig bleibt, aber ein Pfarrverband immer einen vorstehenden Pfarrer hat. Der erwähnte Priestermangel – manche Bistümer werden in den nächsten Jahren keine Priesterweihen haben – wird aber dazu führen, dass diese Großpfarreien und Pastoralverbände immer noch größer werden, da man ja an dem Priester als Vorsteher einer Pfarrei festhält. Zwar gibt es bereits Laien als Gemeindeleiter, aber das ist – soweit ich weiß – eher die Ausnahme.

Damit zeichnet sich ab, dass das Territorialprinzip so nicht zu halten ist – zumindest nicht, wenn Kirche nicht bereit ist, neue Zugänge zum Priesteramt zu ermöglichen, und dann unter Umständen mehr Menschen diesen Beruf ergreifen. Aber selbst dann ist in meinen Augen das Territorialprinzip überholt. Weil auch die klassische Pfarreistruktur nicht mehr funktioniert. So wie ich es wahrnehme, reagieren nur noch ganz wenige Menschen auf die Angebote der klassischen Pfarrei. Gerade in den Städten zeigt sich, dass sich die Menschen vom Territorialprinzip lösen und etwa für den Gottesdienstbesuch (so er überhaupt noch stattfindet) nicht in ihre Wohnortkirche gehen. Da wird auf Alternativen ausgewichen, weil die Uhrzeit anderswo besser passt. Oder der Priester und das Gottesdienstformat. Da werden auch weite Wege in Kauf genommen.

Ganz deutlich zeichnet sich das auch bei Hochzeiten ab. Brautpaare suchen sich die Kirche aus, wo sie heiraten möchten. Die Heimatpfarrei, in der sie aufgewachsen sind, oder eine andere Kirche, mit der sie sich verbunden fühlen, vielleicht auch aus Gründen der Ästhetik.

Viele Menschen kommen auch zu uns, um zu heiraten oder sogar ihr Kind taufen zu lassen, weil sie sich mit dem Kloster, uns Mönchen verbunden fühlen. Ein Kloster, so mache ich die Erfahrung, ist grundsätzlich ein Ort, an dem die Menschen etwas finden, was sie in ihrer Pfarrei so nicht haben.

Ein Kloster als Anders-Ort

In der Abtei Münsterschwarzach leben etwa 80 Mönche im Alter zwischen 21 und 94 Jahren. 320 Angestellte arbeiten in den verschiedenen Betrieben und Einrichtungen des Klosters. 800 Schülerinnen und Schüler besuchen das private, staatlich anerkannte Gymnasium und 30.000 Übernachtungen jährlich verzeichnet unser Gästehaus. Viele der Menschen, die mit uns in Kontakt stehen und in Berührung sind, nehmen die Abtei als einen Anders-Ort wahr.

Als benediktinische Gemeinschaft sind wir zwar Teil der katholischen Kirche, werden aber zunächst als klösterliche, selbständige Gemeinschaft wahrgenommen, in der Glaube anders und durchaus auch alternativ gelebt wird. Das betrifft zunächst unsere Lebensform als Mönche. Unser Tag ist unterteilt in Gebet und Arbeit. Fünfmal am Tag kommen wir in unserer Abteikirche zum Gebet zusammen und laden die Menschen ein, Teil dieser Gebetsgemeinschaft zu sein. Alle unsere Gottesdienste sind öffentlich, werden teilweise per Livestream auf YouTube übertragen. Hier wird spürbar: Das Kloster ist ein authentisch durchbeteter Ort.

Dann liegt es aber auch an der Art und Weise, wie wir für Menschen da sind und ihnen begegnen. Es gibt eine große Offenheit gegenüber allen, die kommen. Gastfreundschaft hat Benedikt ja seinen Mönchen im Kapitel 53 in die Regel geschrieben, nach der wir heute noch leben. Egal, wer da ins Kloster kommt, er soll aufgenommen werden wie Christus selbst. In seiner Gerichtsrede (Mt 25,31–46) sagt Christus ja, dass alles, was wir einem seiner geringsten Brüder tun, ihm getan wird. Und im Gleichnis vom barmherzigen Samariter



P. Zacharias Heyes OSB ist Mönch der Benediktinerabtei Münsterschwarzach. Er arbeitet als Künstler, geistlicher Begleiter, Kursleiter und Autor im Vier-Türme-Verlag.

(Lk 10,25–37) wird deutlich, dass es entscheidend ist, wie ich dem anderen zum Nächsten werden kann bzw. wie der andere mir zum Nächsten wird. Nicht nur dem, der schon mein Nächster ist, ist zu helfen, sondern jedem, der Hilfe braucht und mir durch meine Zuwendung zum Nächsten wird.

Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben bei uns nicht nur eine Arbeitsstelle, sondern auch eine Aufgabe, die mit Sinn gefüllt ist. Viele identifizieren sich in besonderer Weise mit dem Kloster und uns Mönchen. Die Schülerinnen und Schüler, die zu uns kommen, finden einen Lernort, an dem sie erfahren, dass der Einzelne wichtig ist und man genau schaut, wie der Einzelne gefördert und auch gefordert werden kann, um der Mensch zu werden und die Persönlichkeit, die Gott sich mit ihm gedacht hat. Wir sprechen gerne von der Schulfamilie. Und davon, dass die Schule so etwas wie eine Pfarrei ist. Viele unserer Schüler verbringen den ganzen Tag in der Schule bzw. die meiste Zeit des Tages. Die Angebote der Schule sollen daher nicht nur das Lernen fördern, sondern eben den ganzen Menschen – das schließt eine Seelsorge mit ein. Ein Mönch der Abtei ist Schulseelsorger, steht für Gespräche zur Verfügung und bietet Gottesdienste, Meditationen, Bibelgespräche etc. an. Zwei Mal im Jahr kommt die Schulfamilie in der Abteikirche zusammen zu einem großen Gottesdienst – am Fest unseres Ordensgründers Benedikt (21.3.) und am Fest der hl. Felizitas (23.11.), unserer Klosterpatronin. Vor den Weihnachtsferien und den Sommerferien gibt es Gottesdienste für die verschiedenen Altersstufen. Zu Beginn eines jeden Schuljahres erhalten die 5. Klassen jeweils einen Mönch als Klassenpaten. Seine Aufgabe ist es, durch regelmäßige Kontakte zu seiner Klasse, den Schülerinnen und Schülern Informationen zur Abtei, zum Mönchsein zu geben und so eine Verbindung zwischen Schule und Kloster zu schaffen. Die Schülerinnen und Schüler sollen ein Gespür dafür entwickeln, was es bedeutet, eine klösterliche Schule zu besuchen.

Ebenso prägend war und ist unsere Jugendarbeit. Begonnen in den 1980er Jahren finden bis heute Jugendkurse jeweils zu Silvester, Ostern und Pfingsten statt. Kamen zu Beginn bis zu 400 Jugendliche, so sind es heute natürlich viel weniger, die zu den Kursen kommen. Ich selber war fast 20 Jahre in dieser Arbeit aktiv. Für viele Jugendliche und junge Erwachsene waren und sind Münsterschwarzach und diese Kurse Heimat. Man verabredet(e) sich jeweils für den nächsten Kurs und freut(e) sich auf die Begegnung und den Austausch mit Gleichgesinnten. Immer wieder hörte ich von den Jugendlichen den Satz: „Ich bin nicht römisch-katholisch, ich bin Schwarzach-katholisch.“

Und tatsächlich trifft dies den Punkt: Wir hier in Münsterschwarzach haben einen eigenen Stil, das Katholische zu leben. Dazu gehört v. a. eine große Offenheit. Wir gehören ja zu den Missionsbenediktinern, einem Zweig innerhalb der großen Familie der Benediktiner. Sie wurden gegründet Ende des 19. Jh., u. a. mit dem Ziel, v. a. im heutigen Tansania den Glauben zu verkünden und Menschen zu christianisieren, weil nach damaliger Vorstellung nur getaufte Christen in den Himmel kommen. Heute sind wir immer noch in verschiedenen Ländern in der Glaubensverkündigung aktiv. Aber es geht uns nicht um Missionierung um des Seelenheiles willen, sondern um die Verkündigung des christlichen Glaubens als eines Wegs, von dem wir überzeugt sind, dass er uns Leben in Fülle schenkt, Lebendigkeit, wie Gott sie sich gedacht hat. Unsere fast weltweite Aktivität, die Begegnung mit anderen Ländern und Kulturen schenkt uns auch ein großes, offenes Herz. Ich fand und finde es immer noch faszinierend, wenn z. B. am Silvestermorgen die Teilnehmer des Jugendkurses mit Musik und Gesang unseren Konventgottesdienst mitgestalten. Da feiern dann die Mönche, die normalerweise Choral singen, mit den Jugendlichen, ihren Liedern und ihrer Musik den Gottesdienst und lassen sich davon bewegen und berühren.

In unserem Jubiläumsjahr 2016 haben wir uns deshalb das Motto „*Be open!*“ gegeben und leben das bis heute. Die gleiche Offenheit leben wir unseren Gästen im Gästehaus gegenüber. Grundsätzlich gibt es die Gäste, die als sogenannte Einzelgäste kommen und für sich sind, ihren Tag selbst gestalten und frei sind, inwieweit sie an unseren Gebetszeiten teilnehmen oder auch Gespräche mit einem Mönch führen möchten.

Die andere Gruppe der Gäste sind die, die an einem Kurs teilnehmen. Jedes Jahr bieten wir über 250 Kurse an – mit unterschiedlicher Dauer. Viele Kurse finden über das Wochenende statt. Es gibt aber auch Kurse von Montag bis Freitag und auch Kurse, die über zehn Tage gehen (ein Kontemplationskurs und ein Bildhauerkurs pro Jahr). Inhalte der Kurse sind ganz verschiedene Themen. In fünf Kategorien haben wir sie unterteilt: Stille, Glaubensvertiefung, Werkstatt (Kreativkurse), Lebenskunst, benediktinische Führungseminare. Entsprechend dieser Kategorien kommen die Teilnehmer der Kurse auch aus verschiedenen Milieus. Zu den Kreativkursen kommen andere Menschen als z. B. zu den Kursen mit P. Anselm Grün, in denen es u. a. um Führen mit benediktinischen Werten geht. Wichtig ist: Jeder dieser Gäste sucht etwas bei uns. Entweder, weil ihn ein Kursthema angesprochen hat oder ihn „etwas“ zu uns zieht, was er gar nicht genau benennen kann, oder er einmal bei uns hier war und er wieder in die ihm guttunende Atmosphäre des Klosters eintauchen möchte. Aus sich wiederholenden Besuchen, Kursteilnahmen und Gesprächen mit Mönchen ergibt sich manchmal für jemanden auch die Frage, ob ein Immer-wieder-Kommen ihm reicht, seine Sehnsucht, die er spürt, dadurch gestillt wird oder er doch mehr braucht und sich innerlich auf den Weg macht, für sich zu klären, ob er nicht Mönch werden möchte oder dazu gerufen ist. Auch Beleggruppen, die für sich bei uns eine gute Tagungsmöglichkeit gefunden haben, nehmen etwas von unserer Gastfreundschaft, von benediktinischen Werten wahr, die andere Atmosphäre. Viele unserer Gäste verorten auch ihre Kirchlichkeit, ihre Spiritualität, ihre Gottsuche bei uns, fühlen sich mit uns verbunden

und empfinden uns als ihre Gemeinde. Dabei fragen wir nicht nach Konfession oder Religion, sondern entscheidend ist die Sehnsucht, die die Menschen zu uns führt. Benedikt sagt, dass, wer Mönch werden will, ein Gottsuchender sein soll. Mehr nicht. Und wer als Suchender zu uns kommt, ist ein Gottsucher. Er beschreibt es vielleicht anders: als Suche nach Sinn, Geborgenheit, Glück, Tiefe, mehr als alles. Aber auch das Wort Gott ist ja auch nur eine Umschreibung für eine Wirklichkeit, mit der wir die oben genannten Begriffe verbinden.

Eine andere Gruppe derer, die eine Gemeinde bilden, wenn man so will, sind die Oblaten – die Menschen, die verbindlicher mit uns leben möchten und sich durch ein Gelübde an unsere Gemeinschaft binden. In dem Oblationsgottesdienst legen sie ein Versprechen ab, in dem sie sich verpflichten, unsere Anliegen in der Welt so gut wie möglich zu leben und auch das Stundengebet zu beten. Sie erhalten auch einen Ordensnamen, den sie sich frei wählen dürfen. Es sind sozusagen Mönche und Schwestern mitten in der Welt. Sie treffen sich regelmäßig über das Jahr zu Einkehrtagen, Vertiefung des Glaubens und zu anderen Veranstaltungen.

Hinzu kommen die Menschen, die aus der Umgebung regelmäßig an unseren Gottesdiensten teilnehmen und uns in unserer Arbeit unterstützen, bei Festen mithelfen, Flüchtlinge, die bei uns wohnen, in der deutschen Sprache unterrichten oder bei Behördengängen helfen.

Viele Menschen kommen auch regelmäßig zur geistlichen Begleitung zu uns. Sie haben hier einen Mönch gefunden, der sie auf ihrem Weg der Gottsuche begleitet, ihnen zuhört, Zeit für sie hat. Eben das, was viele in den Gemeinden, bei den Seelsorgern vor Ort nicht mehr finden. Diese sind fast nicht erreichbar, sprechbar, versinken in Bürokratie.

Und auch die oben erwähnten Flüchtlinge haben bei uns Heimat gefunden; eine Gemeinschaft, die sie aufgenommen hat und ihnen Geborgenheit, einen sicheren Ort schenkt. Mit Beginn der ersten Flüchtlingswelle 2015 haben wir unkompliziert Wohnmöglichkeiten geschaffen und helfen bis heute den Menschen aus anderen Ländern, bei uns Fuß zu fassen, eine eigene Wohnung zu finden und eine Arbeit, wenn sie denn dazu die Erlaubnis bzw. den entsprechenden Status bekommen. Unser entschiedenes Zeugnis des Glaubens im Engagement für diese Menschen hat schon mehrere von ihnen bewogen, zum christlichen Glauben zu konvertieren.

Zuletzt seien vielleicht noch die Mitarbeiterinnen im Gästehaus erwähnt. Als im Jahr 2022 die Leitung wechselte, hat der neue Leiter, ein Mitbruder, begonnen, mit einem Coach von außen im Team des Gästehauses einen Bewusstseinsprozess zu initiieren. Dabei geht es darum, dass wir uns miteinander klar werden darüber, was es heißt, in einem benediktinischen Gästehaus zu arbeiten. Sehr bewusst sprechen wir dabei von Gästehaus. Wir sind kein Hotel, sondern ein benediktinisches Haus. Das heißt u. a., dass wir in den Zimmern auf Komfort verzichten, es in den Zimmern keinen Fernseher oder WLAN gibt – wegen der Stille, die viele bei uns suchen. Es heißt aber v. a. auch, dass das Team des Gästehauses in seiner Arbeit durch gewisse Haltungen geprägt ist. Sogenannte Leitlinien wurden erarbeitet. Zu ihnen gehört u. a., dass wir uns im Team, aber auch den Gästen gegenüber um eine Atmosphäre des Vertrauens bemühen und wir Menschen des Friedens sind.

Deutlich wird das u. a. daran, dass jeder Gast, der anreist, an der Rezeption freundlich empfangen wird. Viele der Gäste kennt man über Jahre, weiß um ihre Familien, die Situation zuhause etc. Man spricht kurz miteinander, tauscht sich aus, hat ein offenes Ohr. Eben wie wenn ein Familienmitglied zu Besuch kommt.

Die Konsequenz

In all dem hier Geschriebenen mag deutlich geworden sein, wie vielfältig Seelsorge, Kirche an einem Anders-Ort sein kann. Das Entscheidende mag wohl sein, dass Menschen Raum haben, ihrer Sehnsucht nachgehen zu können, zu suchen, Gott zu suchen. Und ihn zu finden; nicht, wie er vorgeschrieben ist, sondern so, wie er sie im Herzen berührt und sie ihn für sich entdecken können. Und das kann für jeden etwas anderes bedeuten. Als Benediktiner schaffen wir Raum für diese Suche, ohne vorzuschreiben, wie das Finden auszusehen hat. Soweit ich das bei Menschen beobachte, haben viele von ihnen eine spirituelle Sehnsucht, sind nicht per se areligiös. Sie finden nur in der Kirche nicht mehr das, was sie suchen, wonach sie sich sehnen.

Auch wir gut 80 Mönche hier vor Ort sind ganz unterschiedlich. Auch wenn wir alle den gleichen schwarzen Habit tragen, so definiert doch jeder Gott anders für sich, sind seine Gründe, Mönch zu sein, jeweils andere, hat jeder seine Überzeugungen und seine Ansicht zu Kirche, Reformen etc. Und keiner spricht dem andern sein Mönchsein und sein Christsein ab. Vielleicht wäre das eine Zielperspektive für Kirche von heute: Räume zu öffnen, in denen Menschen eingeladen sind, ihrer Sehnsucht zu folgen, Gott für sich zu entdecken, Erfahrungen zu machen, die in kein Dogma oder keine Regel passen, und darin neue Vielfalt entstehen zu lassen.

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2023 » Aktuelles Projekt » Die genussvolle Art des Denkens

Die genussvolle Art des Denkens

„Der Angeklagte wird freigesprochen!“ So endete bisher stets das rund dreistündige Verfahren – gegen Gott. Und zwar am „Gerichtshof der Menschheit“ (Kant), vor dem sich Gott für das Leid verantworten muss.

Was Theologen unter dem nüchternen Begriff „Theodizee“ abhandeln, wird in der „Catech’eria“ mit Dirk Maass als Religionsphilosophen und in der Rolle als „vorsitzender Richter“ zum spannenden Gerichtsspektakel. Die Teilnehmer schlüpfen in die Rollen von Schöffen, also Laienrichtern, und wirken an der Urteilsfindung mit.

Nach Verlesung der happigen Anklageschrift neigen die Schöffen dazu, auf „schuldig“ zu plädieren. Wie bitte – ein schuldiger Gott!? Eine fast blasphemische Vorstellung, die nicht nur Theologen Schweißperlen auf die Stirn treibt. Aber spätestens seit Hiob ist die (An-)Klage durch den Menschen eine Gott vertraute Regung. Er kennt unseren inneren Protest gegen ihn. Warum also damit hinterm Berg halten?

Komfortabler Freispruch

In den Zeugenstand der Anklage tritt niemand Geringerer als – genau: Hiob. Gefolgt von Judas, der seinem Unmut über den Sohn des Angeklagten freien Lauf lässt, bevor sich dann noch Paulus über seinen Dienstherrn beschwert. Es kommen Sachverständige zu Wort, die zum Leid Hintergründe und Erkenntnisse vorstellen, die Leid in ein überraschend neues Licht stellen. Schließlich stellt sich die Frage, wie man einen Gott bestrafen könnte. Aber da geschieht das Erstaunliche: Die finale Urteilsfindung führt zum komfortablen Freispruch. Freilich nicht ohne vorher dem Angeklagten das letzte Wort zu überlassen. Aber das wird hier nicht verraten!

Während der drei Verhandlungspausen führt eine Verkostung von israelischem (!) Whisky in die leidvolle Praxis: Der erste Schluck schmerzt im Gaumen, aber danach steigt eine wunderbare Seligkeit auf, die eindrucksvoll zeigt, wie Genuss und Glück am Leid begreif- und erfahrbar werden. Wie Whisky just durch Jahre der Dunkelheit (in einem Fass) zum Genuss wird: Ist manches Leid ein Weg Gottes, der auch uns reif und genießbar macht?



Dirk Maass ist Religionsphilosoph und Initiator der Catech’eria.



Bewegende Publikumsreaktionen

Der „Abend der Dunkelheit“ versucht, mit fesselnder Dramaturgie und Whisky (alternativ Portwein) die Theodizeefrage der Rechtfertigung Gottes für jedermann aufzuschließen. Die Reaktionen sind berührend bis bewegend. Eine Mutter, die wenige Monate zuvor ihren Sohn bei einem Unfall verloren hatte, saß in der ersten Reihe. Sie sprang am Ende auf, kam auf Dirk Maass zu und nickte: „Alles, was ich heute Abend gehört habe, kann ich unterschreiben!“

Der „Abend der Dunkelheit“ gehört zu einer Reihe von sieben szenischen Abenden der Catech'eria. Unter dem Motto „Philosophie mit Genuss“ werden philosophische Themen aus christlicher Perspektive betrachtet. Das Themenspektrum aus Wahrheit, Freiheit, Leid, Jesus, Gebet, Trinität und Schönheit versucht, Bedenken oder Zweifel auszuräumen und die Weisheit des christlichen Glaubens herauszufinden. Jeder Abend hat eine eigene, thematisch passende Dramaturgie: zum Thema Leid eine Gerichtsverhandlung, zum Thema Schönheit eine Vernissage, zum Thema Jesus ein Diplomatempfang. Die in den Pausen angebotenen Verkostungen dienen als Analogien, sollen das jeweilige Thema vertiefen, erklären, verankern.

Christentum reloaded

Zur Überraschung von Nicht-Christen, aber sicher auch zur Beruhigung von manchem Christen stellt sich der Glaube als durchaus sehr vernünftig dar, befreit sich vom Verdacht, eher etwas für schlichtere Gemüter zu sein. „Ich muss mich wieder mit dem Christentum beschäftigen!“, kommentieren die Besucher oft. Darum geht es Dirk Maass: dem Glauben eine „neue Chance“ zu geben, den Faden wieder aufzunehmen – um dann katechetische Angebote wie einen örtlichen Glaubenskurs wahrzunehmen.

Ist die Catech'eria Ersatz für Katechese? Nein, sie ist dafür eine Rampe. Ein Teilnehmer befand: „Die Abende sind angenehm unaufdringlich und doch überzeugend.“ Seit Corona gibt es alle Abende auch als Zoom-Videokonferenzen. Für die Verkostung kommen Verkostungsboxen zu den Teilnehmern bequem nach Hause. Ansonsten tritt man besonders gerne an gemütlichen Orten auf. In kleinem Rahmen kann das ein großzügiges Wohnzimmer sein. In größerem Rahmen kommt die Catech'eria z. B. in Firmen, urige Weinkeller oder Restaurants. Überall dort, wo Gemeinschaft und Genuss sich treffen.

Ein Katholik wird Muslim

Anstoß zur Catech'eria waren zwei Mitfahrer, die eines Tages bei Dirk Maass im Auto saßen: Eine junge Frau stellte sich als ehemaliges Mitglied der reformierten Kirchen vor und war gerade zum Buddhismus übergetreten. Ein junger Mann entpuppte sich als ehemaliger Katholik, der zum Islam konvertiert war. Nachdem Dirk Maass seine Sprachlosigkeit ob dieser erstaunlichen Wendungen, aber auch ob dieser Doppelbegegnung überwunden hatte, fragte er: „Was haben wir (Christen) versäumt?“ Beide gaben unisono dieselbe Antwort: „Ihr habt uns unsere Fragen nicht beantwortet!“ Das machte den langjährigen Mitarbeiter bei Alpha-Kursen und Genussmenschen Dirk Maass nachdenklich.

Es gelingt Christen im 21. Jh. offenbar immer weniger, auf Fragen rational schlüssige und überzeugende Antworten zu geben, wie z. B.: Was ist Wahrheit? Wie kann ein Mensch Gott sein? Wie kann ein liebender Gott Leid zulassen? Kann man Gott beweisen? Wie kann man sich (v. a. als Muslim!) die Dreifaltigkeit vorstellen, ohne in Polytheismus abzurutschen?

Solche Fragen sind Klassiker christlicher Philosophie und Apologetik. Weswegen sie auch regelmäßig auf die Flyer einschlägiger Vortragsveranstaltungen der Diözesen kommen. Nur die Besucher kommen kaum. Von zwei Millionen Menschen im Großraum Hamburg hatten sich zu einer Reihe von Veranstaltungen zu ähnlichen Fragen gerade mal sieben Besucher eingefunden, davon zwei aus dem Mitarbeiterkreis. „Es ist eine Katastrophe,“ räumte ein hoher Geistlicher ein, „wer die Schlagzeilen verfolgt, für den sind wir erledigt.“

Himmel und Erde auf dem Teller

Zur Zeit Jesu steckte das Judentum ebenfalls in einer Krise. Das hinderte Jesus kaum, denn er kehrte eh lieber in die Häuser der „Laien“ ein, lehrte und diskutierte dort beim gemeinsamen Mahl. Jesus verstand nicht erst beim letzten Abendmahl den gedeckten Tisch als Scharnier zwischen Materie und Geist, Immanenz und Transzendenz. Himmel und Erde treffen buchstäblich auf dem Teller zusammen, wie eine rheinische Spezialität namens „Himmel un Äd“ lecker verdeutlicht. Genuss als Offenbarungs-, Verständnis- und Erinnerungsweg. Gottes andauerndes Schöpferwort materialisiert sich in den Speisen, wird einverleibt, verstofflicht. Ein Gedanke, dem die Kommunion in der Transsubstantiation überraschend nahekommt.

Könnten angesichts von Kirchenskandalen und Ressentiments die Mahlgemeinschaft und der Genuss auch heute noch ein Ort bzw. Anlass sein, an dem Gott ins Gespräch kommen möchte? Lässt sich die in vielerlei Hinsicht sperrige christliche Botschaft im Angesicht eines guten Rotweins, eines rauchigen Whiskys oder einer köstlichen Tasse Tee besser verdauen? Und wird sie einprägsamer, wenn biblische Wahrheiten mit sinnlich erfahrbaren Analogien verknüpft und zu unvergesslichen Genusserebnissen verkettet werden?



Prüfung von Wahrheitsansprüchen

Dirk Maass ist davon überzeugt, will diesen Ort und Moment des Zusammenseins mit neuem Leben füllen. Und zwar vor allem aus der Warte der Religionsphilosophie, der rationalen Prüfung von Wahrheitsansprüchen. Glaube muss sich heute auch vernünftig begründen und erklären lassen. Blinder Glaube und unreflektierte Dogmen stoßen auf Skepsis bis Ablehnung.

Die *Catech'eria* versteht sich als Angebot vor allem an kirchenverdrossene, -kritische und -ferne Menschen, die aus Enttäuschung bis Wut versuchen, ihren Glauben „*extra ecclesiam*“ (d. h. außerhalb der Kirche) fortzuleben. Bereits gläubige Teilnehmer möchte Dirk Maass für jene persönliche Rechenschaft zurüsten, von der Petrus spricht: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt“ (1 Petr 3,15). Denn wo die (Amts-)Kirche leidet und angefochten wird, können Laien mit Wort und Genuss zum fünften Evangelium, zu charismatischen Trägern seiner Weisheit, Schönheit und Lebenskraft werden.

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion

Zwischen Bedeutungsverlust und Neuverortung

Ergebnisse des Religionsmonitors 2023 zur Zukunft der Kirchen

Der Religionsmonitor der Bertelsmann Stiftung liefert zehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen nun wieder aktuelle Daten, die für 2023 in zeitlichen Abständen zu aktuellen definierten Themen gebündelt publiziert werden. So wurden im Dezember 2022 in einer Vorschau Ergebnisse zur Zukunft der Kirchen in einer sich vielfältig ausdifferenzierenden Gesellschaft in einer Kompaktversion veröffentlicht. Dabei ist es besonders interessant, dass der Religionsmonitor auf Ergebnisse anderer einschlägiger Studien verweist und diese im Langzeitschnitt ergänzt bzw. aktuelle Veränderungen sichtbar werden.

Interessant sind die Daten, weil sie Bezug auf die hinter uns liegenden Krisen wie die Migrationskrise 2015/2016 und die Pandemiekrise nehmen und angesichts des jetzigen Dauerzustands „Krise“ fragen, wie Religion und Glaube sich in Zeiten der Krise darstellen. Es geht den Forscher:innen der Bertelsmann Stiftung immer auch um die Rolle, die Religion in ihren vielfältigen Erscheinungsformen (und das sind eben nicht nur die institutionellen) für den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Deutschland einnimmt. Im Vergleich mit den Daten des Religionsmonitors von vor zehn Jahren (2013) lassen sich so wichtige Entwicklungen im Zeitvergleich aufzeigen.

Demnach kann gesagt werden, dass der „viel zitierte Säkularisierungstrend in Deutschland – zumindest auf gesellschaftlicher Ebene – fortschreitet“ (S. 3) Die Daten der Fragen nach religiöser Sozialisation, Bedeutung des Glaubens an Gott sowie Gebetspraxis, die alle Teil der Messung eines allgemeinen Grades von Religiosität sind, zeigen deutlich, dass hier die Kennzahlen weiter sinken. Ein Drittel der Befragten bezeichnet sich als gar nicht religiös, vor zehn Jahren war das noch jeder:er Vierte. Nur noch 16 Prozent (4 Prozentpunkte weniger als 2013) stufen sich selbst als ziemlich oder sehr religiös ein.

Da es eher die jüngeren Generationen sind, bei denen der Anteil religiös sozialisierter Menschen abnimmt, kann man von einer Kohorten-Säkularisierung sprechen, die sich offenbar immer mehr verfestigt, da eben auch viele säkulare Sinnangebote zu den religiösen in Konkurrenz stehen.

Dennoch, so die Forscher:innen, zeigt sich trotz des Rückgangs religiöser Praxis und kirchlicher Bindungen immer noch eine Mehrheit der Menschen, die sich zumindest als mittel oder wenig religiös einstuft (zwei Drittel), 75 % glauben zumindest an Gott, auch wenn der Glaube gering ausgeprägt ist. Zu dem allgemeinen Trend der Säkularität hinzu zeigt sich also dennoch auch eine durchaus valide Prägung durch Religion in einer privaten Weise und in vielfältigen Gestaltungsformen; nur für eine Minderheit in Deutschland spielt Religion im Alltag überhaupt keine Rolle.

Neben dem Verlust zeigt sich überdies – vor allem durch Zuwanderung – ein Trend der Pluralisierung von Religion. Deutschland entwickelt sich so zunehmend zu einem multireligiösen Land mit vielen religiösen Minderheiten, deren größte nicht-christliche wohl der Islam in seinen verschiedenen Schattierungen sein dürfte.

Auch bei der Nutzung von religiösen Angeboten institutioneller Anbieter (also bspw. der Besuch von Gottesdiensten der Kirchen) ist ein Rückgang festzustellen. Mit 14 % besucht nur ein kleiner Teil der Bevölkerung mindestens einmal im Monat einen Gottesdienst, vor zehn Jahren waren es noch 25 %. Besonders stark ist der Trend der Abnahme von Beteiligung bei den Kirchenmitgliedern selbst zu beobachten. Es entsteht also zunehmend so etwas wie eine „passive“ Kirchenmitgliedschaft, die dann verständlicherweise auch vermehrt die Frage aufkommen lässt, ob sich die Kosten der Mitgliedschaft überhaupt noch „lohnen“. Mitglieder, die sowieso nur eine lose Bindung haben, äußern eine höhere Neigung zum Kirchenaustritt, sie haben also bereits eine Geschichte der Entfremdung von ihrer Kirche und den traditionellen Formen von Religiosität hinter sich.

Es verfestigt sich also ein Trend, dass religiöser Glaube nicht notwendig an die Institution Kirche gebunden ist, sondern eher im privaten Bereich verortet wird. Sicherlich werden Formen der inneren Auseinandersetzung um den Weg in die Zukunft und den Grad an Reform und Modernisierung einerseits (Beteiligungsmöglichkeiten, Frauenrollen, Sexualmoral), aber auch der Verlust des Vertrauens wegen diverser Skandale (sexueller Missbrauch, dessen Vertuschung, Finanzgebaren, Hierarchiefixierung und autoritäres Gebaren etc.) ihren Anteil daran haben, dass viele Mitglieder mit ihrer Kirche hadern.

Die Austritte aus den beiden großen Kirchen bewegen sich derzeit auf einem historisch hohen Niveau und dürften wohl dazu führen, dass die Prognose der Freiburger Studie zu Kirchenmitgliedschaft und Kirchensteuer [#projektion2060](#), die bis zu diesem Jahr eine



Dr. Hubertus Schönemann ist
Leiter der Katholischen Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral.

Halbierung der Mitgliederzahlen vermutet, sich möglicherweise noch als zu optimistisch herausstellen könnte. Jedes vierte Mitglied hat bereits schon über einen Austritt nachgedacht, jedes fünfte hat eine feste Absicht, dies zu tun.

Mit den Kirchenmitgliedern als Minderheit an der Bevölkerung geht jedoch – so die Bertelsmann Stiftung – auch ein Schwinden der Legitimationsgrundlage der Kirchen als Institutionen in der Gesellschaft einher, weil sie eben immer weniger Mitglieder repräsentieren.

Es zeigt sich also, dass ein allgemeiner Trend der Säkularisierung fortschreitet, religiöse Praxis als private und in vielfältigen Formen hingegen dennoch auf einem gewissen Niveau vorhanden, wirksam und deutungsrelevant bleibt. Insbesondere in Beiträgen zur Daseinsvorsorge und zum gesellschaftlichen Zusammenhalt (Flüchtlingshilfe, Nachhaltigkeit etc.) sind Menschen mit religiöser Orientierung nach wie vor engagiert. Möglicherweise müssen die Kirchen sich in einer veränderten Minderheitensituation neu organisieren und neue anschlussfähige Formen der Beteiligung – auch für Nicht-Mitglieder – generieren und ermöglichen.

Ein letzter Aspekt sind daher die durch eine gewachsene Form der Religionspolitik (Kooperationsmodell) den Kirchen in Deutschland eingeräumten gesellschaftlichen Privilegien und Einflussmöglichkeiten. Viele Befragte sind der Meinung, dass die Kirchen in Deutschland zu viel Macht haben. Hier zeigt sich deutlich der Wunsch nach einer religionspolitisch veränderten Rolle der religiösen Institutionen in unserem Land, was für politische Mandatsträger – gerade auch angesichts des massiven und dauerhaften Mitgliederschwunds der Kirchen – zu einer Neubewertung der Rechtspositionen, Betätigungsfelder in gesellschaftlichen Feldern (z. B. Rundfunkräte) und Zuwendungen (z. B. Staatsleistungen) für die Religionsgemeinschaften und zu neuartigen religionspolitischen Arrangements führen dürfte.

Nähere Informationen:

<https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/religionsmonitor-kompakt-dezember-2022>

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2023 » Kirche entwickelt sich » Synodalitäten

Synodalitäten

Von Plattentektonik, zwei Schwestern und dreifacher Politik

Synodalitäten? Allein schon deswegen, wie viel man in letzter Zeit zum Thema lesen und hören konnte, könnte sich die Verwendung des Plurals nahelegen. Führte der Begriff „Synodalität“ noch vor fünf Jahren ein theologisches Nischendasein, so ist er in der katholischen Kirche in Deutschland und wohl auch weltweit mittlerweile geläufig. So viel ist in letzter Zeit dazu geschrieben worden, dass hier nur einige Anmerkungen zu ausgewählten Aspekten gemacht werden sollen.

Die internationale Karriere dieses Begriffs gefördert hat aber weniger der Synodale Weg in Deutschland, sondern vornehmlich die Weltbischofssynode zu Synodalität, die Papst Franziskus ins Leben gerufen hat. Auch wenn sich die konkreten Folgen dieses Unternehmens naturgemäß erst in der Zukunft zeigen werden, so sind schon jetzt nicht unbedeutende Auswirkungen auf die weltweite Kirchenentwicklung erkennbar; vielerorts kamen Diskurse über bestimmte Fragen in Gang, wie es sie in dieser Offenheit bisher nicht gegeben hat.

Aber natürlich verweist der Plural „Synodalitäten“ viel mehr noch auf den Streit um das rechte Verständnis von Synodalität.

Maria und Martha

Es gibt eine alte kirchliche Tradition, die die beiden Schwestern Martha und Maria als Beispiele für *vita activa* und *vita contemplativa* kontrastiv einander gegenüberstellt – wobei der Kontemplation der Vorrang eingeräumt wird (vgl. Kontemplation 2023). Ob das den beiden wirklich gerecht wird, ist fraglich. Nicht nur, weil wir im Neuen Testament nicht wirklich viel über die Schwestern erfahren. Auch ist christliches Leben wohl nicht ohne *beide* Pole denkbar.

Und doch zeigen sich hier nicht nur Unterschiede in der Persönlichkeit, sondern auch im Ausdruck des Glaubens. Stile, die in Konflikt geraten können – wie derzeit beim Verständnis von Synodalität. Damit findet aber zugleich ein wichtiger Klärungsprozess statt!

„Man berät lange, hört gut zu, lässt die Geister wirken und ‚unterscheidet‘ sie, lässt ‚die Suppe lange auf kleiner Flamme köcheln‘. Am Ende entscheidet einer, der Chef, und zwar top-down“ (Kiechle 2023). Dieser jesuitisch geprägte Regierungsstil, wie ihn Stephan Kiechle darstellt, wirkt sich auch darauf aus, wie Papst Franziskus offenbar Synodalität versteht: als Prozess des Hörens, Bedenkens und Unterscheidens mit langem Atem, der der hierarchischen Entscheidungsgewalt nichts wegnimmt.

Der „deutsche“ Stil von Synodalität ist dagegen „ungeduldiger“: Nicht nur ist man es leid, dass Entscheidungen durch unverbindliches „Hören“ verschleppt werden, sondern man verbindet auch im Sinne eines modernen Verständnisses von Partizipation Beratung und Entscheidung.

Was dazu führt, dass sich v. a. „Bewahrer:innen“ schnell überfahren fühlen.

Allerdings (um in Anlehnung an Paul Watzlawick zu sprechen): Man kann nicht nicht entscheiden! Selbst die Vermeidung einer Entscheidung ist eine Entscheidung: etwa dafür, die Dinge einfach geschehen zu lassen oder beim Bisherigen zu bleiben. Und in der Tat sehen wir bei nicht wenigen Verantwortlichen in der Kirche starke Tendenzen zum Erhalt des Status quo, was durch autoritäre Ansagen aus dem Vatikan immer wieder gestützt wird: wobei man hier nicht nur auf Deutschland schauen sollte, sondern eher mehr noch auf andere Teile der Weltkirche (Osteuropa, Afrika ...)!

Freilich geht es bei den verschiedenen Ausprägungen von Synodalität nicht nur um die Frage: mit oder ohne Entscheidung? Allein schon das Hören kann ganz unterschiedlich gestaltet sein: Sind Verständnisfragen zulässig? Darf man zu bestimmten Punkten des Gehörten um weitere Erläuterungen bitten? Setzt man sein eigenes Statement nur unverbindlich daneben oder geht man auf die Äußerungen der anderen ein? Und weiter: Gibt es Diskussionen, Debatten? Wie offen spricht man – auch wenn man damit womöglich andere vor den Kopf stößt? Gibt es thematische Begrenzungen? Und wie weit bindet man theologische Expertise und Fachleute ein?

Und von Sitz- und Redeordnungen, von Verhaltens- und Gesprächsregeln, von Sitzungsplänen, von verschiedenen methodischen Elementen (Kleingruppenarbeit, Fishbowl, Schreibgespräch etc.) haben wir jetzt noch gar nicht gesprochen ...

Für die anstehenden zwei Sitzungen der Generalversammlung der Weltbischofssynode wird



Dr. Martin Hochholzer ist Referent für Evangelisierung und Charismenorientierung/Diakonische Pastoral in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

sicher eine bestimmte Form von Synodalität von den Organisatoren vorgegeben werden. Wir dürfen aber gespannt sein, wie sich die reale Beratungskultur entwickeln wird. Auch das Zweite Vatikanische Konzil hat auf Drängen der Delegierten zu einem *modus operandi* gefunden, der nicht den Vorstellungen und Planungen einflussreicher Kurialer entsprach. Aber geht es nicht genau darum bei der kommenden Weltbischofssynode: sich synodal über eine der Kirche gemäße Form von Synodalität zu verständigen?

Vielleicht gelingt ja eine Synthese der unterschiedlichen Ansätze. Maria und Martha mussten ja auch miteinander auskommen!

Plattentektonik der Normalität

Um noch einmal Paul Watzlawick zu bemühen: Man kann sich auch nicht nicht bewegen. Selbst wenn man sich in den eigenen vier Wänden einmauert – die Erdplatte unter einem bewegt sich doch, wenngleich sehr langsam.

Übertragen bedeutet das: Auch die ultrakonservativsten Erztraditionalist:innen gehen letztlich doch mit der Zeit – nur eben mit Verzögerung.

Im Grunde geht es darum, was man als „normal“ im Sinne von „in Ordnung/ mindestens im Rahmen des Akzeptablen liegend“ versteht (oder implizit: was man „gewohnt“ ist). Normalität wird oft beschworen, um Veränderung zu diffamieren. Veränderung bringt Neues, bringt die gewohnte (und als normal und verbindlich empfundene) Ordnung durcheinander. Allerdings wird dieses Neue nach einer Weile dann doch als normal empfunden, wenn man sich daran gewöhnt hat – und oft verteidigen die einstigen Gegner die neue Normalität sogar, wenn diese durch weitere Veränderungen in Frage gestellt wird.

Der Unterschied ist also nur, ob man das Neue mit offenen Armen empfängt, vielleicht sogar ersehnt und vorantreibt – oder ob man durch Vorsicht und Kritik die Einführung des Neuen bremst oder gar aus verschiedenen Gründen zu verhindern versucht oder diffamiert (wie die AfD mit dem Slogan: „Deutschland. Aber normal.“). Man kann Veränderung nicht verhindern – und nur begrenzt steuern und verzögern.

Von daher sind viele kirchliche Debatten, wie wir sie etwa auf dem Synodalen Weg erlebt haben, lediglich Rückzugsgefechte, die sich konservative Kräfte liefern. Letztlich ist vieles nur eine Frage der Geschwindigkeit, ob und wie man neue Erkenntnisse und Gedanken akzeptiert und in sein eigenes Koordinatensystem einbaut. Auch wenn „Reformer:innen“ beklagen, es gehe zu wenig voran, so hat sich mit den Synodalversammlungen, Diskussionen, Papieren und Beschlüssen doch einiges entwickelt (übrigens mit mehr als nur plattentektonischem Tempo!).

Vor allem hat sich der Raum des Denk- und Sagbaren verschoben. Bestimmte Weisen des Redens (z. B. über LSBTIQ+- Menschen) gehen einfach nicht mehr. In erstaunlicher Offenheit wurde auch von manchen Bischöfen über die Priesterweihe von Frauen und eine Änderung der kirchlichen Sexualmoral gesprochen. Verschiedene Themen bekamen endlich eine offene Diskussion in einer Versammlung, der auch alle Bischöfe angehörten: Themen, die etliche ansonsten nicht angefasst hätten, zumindest nicht in dieser intensiven und umfangreichen Weise.

Und selbst wenn Einzelne den Rückzug aus Synodalforen oder der Synodalversammlung angetreten haben: Auch manche Bischöfe, die dem Synodalen Weg insgesamt skeptisch gegenüberstehen, konstatierten, dass sie viel gelernt hätten, nachdenklich aus persönlichen Gesprächen herausgegangen seien, sich mit Fragen in einer Weise beschäftigt hätten, wie es ohne den Synodalen Weg nicht der Fall gewesen wäre ...

Die Plattentektonik zeigt aber auch, was passiert, wenn man zu lange Bewegung unterdrückt. Wenn sich Teile von zwei Erdplatten ineinander verkeilen, dann bauen sich Spannungen auf, die sich eines Tages ruckartig lösen – verbunden mit Erdbeben. Und wie enorm dann die Schäden sein können, haben wir erst vor Kurzem im türkisch-syrischen Grenzgebiet gesehen.

Wir können keine Erdplatten steuern. Aber wir können (mit etwas Glück und oft mit viel Mühe) zwischenmenschliche Verkeilungen lösen. Das geht aber nur – es sei denn, eine Seite gibt klein bei oder wird weggeschoben –, wenn beide Parteien miteinander in ein Gespräch gehen, das zumindest einigermaßen auf Augenhöhe stattfindet. Der Synodale Weg bot viel Raum, dies zu praktizieren und einzuüben.

Aufmerksamkeitsökonomien

Um was geht es in der katholischen Kirche? Eucharistie, Bischöfe, Lehre, Priester, Maria, Anbetung, Jesus Christus, Gott ...?

Papst Franziskus wird nicht müde, dafür zu werben, als Kirche den Blick auf die Armen zu richten, also auf oft übersehene Menschen.

Der Synodale Weg hat tatsächlich den Blick auf bisher oft ausgeblendete, ausgegrenzte und kirchlicherseits übersehene Personengruppen gelenkt: etwa Menschen mit nicht-binärer Geschlechtsidentität; #OutInChurch flankierte gewissermaßen den Synodalen Weg. Auch Frauen, die in sich eine geistliche Berufung zum Amtspriestertum verspüren, traten hervor (vgl. Rath 2021). Generell waren die Rollen von Frauen in der Kirche ein zentrales Thema – was sich übrigens auch auf weltkirchlicher Ebene nach den Kontinentalversammlungen als ein zentrales Thema der Weltbischofssynode abzeichnet (vgl. Adams u. a. 2023).

Öffentliche Aufmerksamkeit ist ein rares (ökonomisches) Gut, das nur in begrenztem Maß vorhanden ist. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass es Gruppen gibt, die beim

Synodalen Weg weniger Aufmerksamkeit als gewohnt erhalten haben. Allein vom optischen Bild der Plenarversammlungen her waren v. a. die Bischöfe nicht so dominant, wie man es sonst meist erlebt.

Es fand aber noch eine zweite aufmerksamkeitsökonomische Verschiebung statt, nämlich im Feld der theologischen Argumentation: Bisher konnten sich im Bereich der kirchlichen Lehre neue theologische Ansätze oft genug nur mühsam (oder gar nicht) gegenüber klassischen kirchlichen Positionen behaupten. In einer Art „Beweislastumkehr“ erfuhren nun Vertreter:innen konservativer Theologien, wie sie sich kaum gegenüber modernen Ansätzen einer kontextuellen Theologie behaupten konnten.

Trotz vieler Schwierigkeiten konnten die Plenarversammlungen des Synodalen Wegs viele Texte verabschieden, die argumentativ Pflöcke einschlagen und Zeichen setzen. Diese Pionierleistung ist zu würdigen! An diesen Texten wird sich hoffentlich zukünftig amtliches Theologietreiben in Deutschland und darüber hinaus messen lassen.

Politiken

„Die Synode ist ein Weg der geistlichen und kirchlichen Unterscheidung, der vor allem in der Anbetung, im Gebet, im Kontakt mit dem Wort Gottes und nicht durch unseren eigenen Willen, unsere eigenen Ideen oder unsere eigenen Pläne vollzogen wird“ (Papst 2022). Ein solches Verständnis von Synode, wie es Papst Franziskus formuliert, setzt vor allem auf intensives Hören – auf die anderen Synodenteilnehmer und auf Gott – und lehnt die Verfolgung eigener Interessen und das Verständnis einer Synode als „Parlament“ ab.

Aber nicht nur der Synodale Weg, sondern auch die Weltbischofssynode ist in ihrem bisherigen Verlauf entlarvend: Synodalität in der Kirche hat mehr mit einem Parlament und Politik gemeinsam, als es Papst Franziskus recht sein dürfte.

Man kann den deutschen Begriff Politik unter Zuhilfenahme englischsprachiger Begriffe in drei Aspekte spalten: Während *polity* auf Strukturen und *policy* auf Inhalte rekurriert, steht *politics* für Prozesse wie „beispielsweise Wahlverfahren, Abstimmungen, aber auch Lobbyismus und Öffentlichkeitsarbeit“ (Politics 2023). Das Politische hat also viele Aspekte – und so schnell entkommt man der Politik nicht!

Etwa den Brief des Papstes an den Synodalen Weg *nicht auch* als politisch zu sehen, wäre naiv. Auch die Debatte darüber hat wieder einmal gezeigt, wie Menschen stets vornehmlich das sehen und wahrnehmen und plausibel finden – und dann letztlich unterstützen! –, was zu ihren eigenen Vorstellungen passt. Zudem wäre es unmenschlich, von Menschen zu erwarten, völlig ohne Vorannahmen und Interessen in einen Diskurs zu gehen. Darüber hinaus ist natürlich auch der institutionell-strukturelle Rahmen eine hochpolitische Angelegenheit: Man erinnere sich nur an die aufgeregten Debatten über Mitgliederbestimmung, Geschäftsordnung und Sitzordnung zu Beginn des Synodalen Wegs – sowie an fortwährende Klagen über die Debattenkultur!

Die zahlreichen öffentlichen Positionierungen rund um den Synodalen Weg und die Weltbischofssynode machen vollends klar: Letztlich geht es – wie bei allen Synoden in der Kirchengeschichte – auch ganz irdisch nüchtern um handfeste Interessen: um Werben für den eigenen Standpunkt, um das Erreichen von Zielen, ja sogar um Machtverhältnisse. Alles aufmerksame Zuhören kann nicht verbergen, dass hinter synodalen Diskursen oft genug schon lange schwelende Konflikte stehen (das war schon beim Apostelkonzil so).

Aber ist das schlecht? Wird Synodalität nicht erst bei konkreten Fragen und Konflikten sowie offenem Meinungsstreit innerhalb und außerhalb der Synodenaula konkret? Kann der Heilige Geist nicht auch bei Abstimmungen wirken? Und ist nicht vielleicht die eigentliche Bewährungsprobe für Synodalität die praktische Umsetzung von Beschlüssen?

Es geht auch bei Synodalität nicht ohne Politik in ihren verschiedenen Facetten: vorgegebene Regeln, Ziele und Programme, Connections, Einfluss, ungeschriebene Gesetze, Fragen von Repräsentation und Repräsentativität, Abstimmungen ... Doch – und da spielt Papst Franziskus eine große Rolle – der Stil des Umgangs miteinander (aufmerksames Zuhören und nicht rücksichtsloses Verfolgen eigener Interessen ...) liegt auch in unserer Hand. Ohne in idealistische Naivität zu verfallen, gilt es, der Kirche Raum und Zeit zu geben, eine neue Kultur der Synodalität Schritt für Schritt zu entwickeln und zu leben.

Literatur

Adams, Carina u. a., *Weltsynode: Das steht in den Antworten der Kontinente an den Vatikan*. „Grüne Kirche“, Frauenrechte und Kritik an Synodalitätsprozess, in: katholisch.de, 2023 (alle Internetquellen abgerufen am 28.4.2023).

Kiechle, Stefan, *Es braucht wohl noch Zeit, bis die Kirche wirklich synodal wird*, in: katholisch.de, 2023.

Kontemplation, in: [Wikipedia](https://de.wikipedia.org/wiki/Kontemplation), 2023.

Papst: „Wir müssen das Zuhören in der Kirche entwickeln“, in: *Vatican News*, 2022.

Politics (Begriff), in: [Wikipedia](https://de.wikipedia.org/wiki/Politics_(Begriff)), 2023.

Rath, Philippa (Hg.), „... weil Gott es so will“. Frauen erzählen von ihrer Berufung zur Diakonin und Priesterin, Freiburg/Basel/Wien 2021.

Quereinstieg

Ein Thema nicht nur für die Klinikseelsorge

Neben dem raschen Schwund der Zahl der Kirchenmitglieder zeigt sich seit einigen Jahren eine weitere Herausforderung für die pastorale Planung immer deutlicher: Der theologische Nachwuchs ist eingebrochen. Dies betrifft nicht nur Priesteramtskandidaten; auch insgesamt gibt es deutlich weniger junge Menschen, die ein Studium der katholischen Theologie oder Religionspädagogik angehen. Entsprechend beginnen auch immer weniger junge Menschen etwa als PastoralassistentInnen oder GemeindeassistentInnen ihren Dienst in der Kirche.

Auch wegen weiterer Faktoren merkt die Krankenhauseelsorge bereits jetzt, dass Positionen in diesem kategorialen Feld immer schwerer zu besetzen sind. Die Frage ist, wie mittelfristig die seelsorgliche Präsenz in den Kliniken zumindest einigermaßen gesichert werden kann. Anderen Bereichen der Pastoral geht es ähnlich.

Quereinstieg in die Seelsorge ist deshalb ein aktuelles Thema. Eine Online-Fachveranstaltung der katholischen Krankenhauseelsorge im März 2023 hat deutlich gemacht, dass sich mittlerweile die Kolleginnen und Kollegen in den Bistümern flächendeckend damit beschäftigen, das aber in sehr unterschiedlicher Weise. Mancherorts ist das offiziell noch kein Thema – woanders wird unter den Krankenhauseelsorgenden zumindest kontrovers diskutiert. In anderen Bistümern hat der Einstieg in den Quereinstieg mit Einzelfallentscheidungen begonnen – und erst später folgten verbindliche diözesane Ordnungen. Und in Bayern starten bald einige Bistümer im Verbund eine geregelte Ausbildung. Zudem gibt es an manchen Hochschulen Planungen für einschlägige Studiengänge.

Von daher gibt es kein einheitliches Konzept in Deutschland, aber es zeichnen sich bistumsübergreifende Muster ab, wie Quereinstieg in die Krankenhauseelsorge konkret gestaltet wird. Infrage kommen vor allem KandidatInnen mit einer gewissen Affinität zum neuen Arbeitsfeld: etwa mit einem Theologiestudium, aus dem sozialen oder pädagogischen Feld oder gerade auch Menschen, die bereits in Krankenhaus und Pflege tätig sind. Wesentlich ist eine persönliche Eignung. Darauf bauen dann Ausbildung und Berufseinführung auf. Üblicherweise wird eine gewisse theologische Qualifizierung (etwa durch den Würzburger Fernkurs) erwartet, dazu kommen eine klinische Seelsorgeausbildung (KSA) und weitere Module. Die Anstellung erfolgt zur Tätigkeit an einem bestimmten Krankenhaus, verbunden mit einer bischöflichen Beauftragung sowie Begleitung durch einen Mentor/eine Mentorin, Supervision etc.

Ein zentrales Thema bei der Online-Veranstaltung war Qualität. Klinikseelsorge ist eine Aufgabe für SpezialistInnen, die sich innerhalb eines hochprofessionalisierten Feldes (Krankenhaus) bewähren müssen – und das geht nur durch Qualität! Auch wenn jedes Bistum seinen eigenen Weg geht und gehen darf, so ist es doch sinnvoll, für den Quereinstieg gemeinsame Mindeststandards zu definieren und durchzusetzen – natürlich auch in Abstimmung mit den ökumenischen Partnern.

Zu klären ist aber ebenso das Berufsverständnis. Es sollte keine „Klassengesellschaft“ in der Krankenhauseelsorge entstehen: oben diejenigen, die eine klassische allgemeine Seelsorgeausbildung durchlaufen haben, unten die QuereinsteigerInnen! Das fängt schon damit an, wie Stellen ausgeschrieben werden: vornehmlich für Priester oder PastoralreferentInnen und, wenn sich niemand findet, auch für GemeindeferentInnen – und QuereinsteigerInnen müssten sich noch weiter hinten anstellen? Diese Abstufungen verschwinden aber zusehends, die Tendenz geht dahin, eine übergreifende Berufs- und Tätigkeitsbeschreibung zu verwenden wie beispielsweise „Seelsorgerin im Gesundheitswesen“ und „Klinikseelsorger“.

Damit sind aber dennoch nicht alle im Seelsorgeteam eines Krankenhauses gleich. Die Unterschiede zeigen sich bereits in der unterschiedlichen Bezahlung. Dazu kommen unterschiedliche Kompetenzen durch die unterschiedliche Ausbildung, wodurch vielleicht QuereinsteigerInnen die Mitwirkung in einem speziellen Arbeitsfeld wie dem Ethikkomitee der Klinik verschlossen bleibt. Hier könnten sich Konflikte entzünden – und sich andererseits gutes Zusammenwirken und gegenseitige Ergänzung durch die individuellen Berufshintergründe und Charismen ergeben.

Quereinstieg: auch ein Thema für Seelsorge insgesamt? Spricht man mit Fachleuten, die für die allgemeine pastorale Entwicklung in den Diözesen zuständig sind, so fällt eher ein anderes Stichwort: multiprofessionelle Teams. Das heißt, die Pastoralteams in den Pfarreien bestehen nicht mehr nur aus TheologInnen, sondern werden mit Angehörigen anderer



Dr. Martin Hochholzer ist Referent für Evangelisierung und Charismenorientierung in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Berufsgruppen ergänzt: Kirchenmusik, Sozialarbeit, Engagementförderung etc.; auch die Gründung von Verwaltungszentren soll nicht nur einer (durch gesetzliche Vorgaben immer notwendigeren) Professionalisierung der Verwaltung dienen, sondern ebenso der Entlastung der anderen Berufsgruppen. Wie beim Quereinstieg wird hier auf den Theologenmangel reagiert – aber gerade nicht durch die Qualifizierung von MitarbeiterInnen aus nichttheologischen Professionen zu weiteren Seelsorgenden! Zudem bewegen wir uns hier im Raum der territorialen, nicht der kategorialen Pastoral.

Offenbar ist beim Thema Quereinstieg die Krankenhausseelsorge (zusammen mit einigen anderen Feldern der kategorialen Pastoral) in einer Pionierrolle. Auch im [Wort der deutschen Bischöfe zur Seelsorge](#), das im letzten Jahr erschienen ist, sucht man das Stichwort „Quereinstieg“ vergeblich. Dabei gibt es schon lange Interessierte für diese Art seelsorglicher Tätigkeit – die aber teilweise in den Bistümern lange nicht beachtet wurden, jetzt aber zunehmend gesucht sind. Von daher dürfen wir auf die Entwicklungen und praktischen Erfahrungen in den nächsten Jahren gespannt sein.

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2023 » Termine & Berichte » „Flugversuche im Abwind“

„Flugversuche im Abwind“

Eine ökumenische digitale Denkwerkstatt über pastorale Innovation und Zukunftsfähigkeit der beiden großen Kirchen

Wie geht es weiter mit der kirchlichen Arbeit in Deutschland angesichts von sozio-kulturellem Wandel, Austritten und schwindenden Ressourcen und Relevanz? Bereits im März 2022 hatten das **Sozialwissenschaftliche Institut (SI)** der EKD und die KAMP mit anderen Partnern zu diesem Thema eine Tagung im Erfurter Augustinerkloster durchgeführt. Dort ging es, angeregt durch „Erprobungsräume“ und Innovationsbestrebungen in Landeskirchen und Bistümern, darum, wie denn Kirche neu zu denken wäre. Und wie tatsächlich Schritte der Innovation geplant, gegangen und evaluiert werden können, um aus neuen Grundhaltungen von Christ:innen neue Sozialformen von Kirche werden zu lassen, die das herkömmliche territorial-parochiale Modell von Kirche ergänzen.

Bei der digitalen Denkwerkstatt am 19.4.23 sollte hier weitergedacht und weiterberaten werden, wie es um die Zukunftsfähigkeit kirchlicher Erneuerung bestellt ist und welche Rolle dabei der ökumenische Diskurs spielen kann.

Anna-Nicole Heinrich, Präses der EKD-Synode, verwies in ihrem vorher aufgezeichneten Videobeitrag darauf, dass Kirche derzeit wie auf einer Slackline (Kunstfaserband) vom Schlingern zum Balancieren kommt. Einen großen Anteil haben nach Heinrich für die evangelische Kirche die „12 Leitsätze zur Zukunft einer aufgeschlossenen Kirche“ der EKD vom Sommer 2020. Heinrich versteht das „Balancieren auf der Slackline“ als einen Verständigungsprozess darüber, wie Kirche in die Zukunft gestaltet werden kann. Sie nennt Frömmigkeit (LS 1), Vielfalt (LS 7) und ökumenische mehrkonfessionelle Gemeinden (LS 5). Regionale Netzwerke werden wichtiger, die beteiligend, partizipativ und inklusiv sind, um Handlungsfähigkeit und Sprachfähigkeit im Glauben als Ermöglichung (*empowerment*) und damit neue Formen mit unterschiedlichen Menschen auszuprobieren. Diese Suche nach neuen Formen versteht die Synoden-Präses der EKD als eine ökumenische Innovationsbewegung.

Hildegard Wustmans, die Leiterin des Dezernats Pastorale Dienste im Bistum Limburg, bietet einen Einblick in konkrete Gestaltung von Ermöglichungsräumen, um das Bistum für die Zukunft gut aufzustellen. Sie verweist zunächst auf multiprofessionelle Stellen in Pastoralteams. Dabei entsteht durch professionsspezifische Perspektiven ein Learning für das ganze Team mit dem Ziel von Horizonterweiterungen und Haltungsänderungen. Das Projekt **FAITHPWR** ist ein digitales Angebot für junge Erwachsene unter Nutzung sozialer Medien. Digitale Pastoral, so Wustmans, ist organisationales Lernen der Selbstwirksamkeit mit Werkstattcharakter. Schließlich beschreibt sie die neue Leitungsstruktur im Bistum Limburg als Teil und Movers einer Transformationsstruktur: das Bistumsteam und Leitlinien zu Entscheidungen, Prozessen und Grundhaltungen auf verschiedenen Ebenen.

Die Kieler praktische Theologin Uta Pohl-Patalong merkt in ihrem Impuls an, dass Inhalte und Sozialformen von Kirche dann Plausibilität haben, wenn sie eine positive Veränderung des Alltags für Menschen bedeuten. Man solle aufhören mit der bisherigen „Normativität“, vielmehr Zutrauen zu den Menschen und zum Evangelium haben: Räume eröffnen und gestalten, in denen die unbedingte Liebe Gottes erfahrbar wird! Sodass Menschen sagen können: „Hier ist gut sein!“ Die Professorin wirbt dafür, dass kirchliche Arbeit exemplarisch, keine Vollversorgung ist. „Es gibt unterschiedliche Wege, das Evangelium zu kommunizieren. Wir müssen fragen, was die Menschen brauchen, was berührt und verändert.“ Schwerpunkte sind zukünftig mehr noch auf freiwillig Engagierte, auf Netzwerke und eine enge Zusammenarbeit mit Akteur:innen der Zivilgesellschaft zu legen.

Der in Utrecht/Niederlande lehrende Pastoraltheologe Jan Loffeld kritisiert eine zu starke Institutionenläufigkeit (als Problem und als Lösung): „In Deutschland wird die Glaubensfrage zumeist als Kirchenfrage verhandelt.“ Er verweist darauf, dass die Menschen in den säkularsten Ländern Europas (z. B. in den Niederlanden) sich statistisch als die glücklichsten bezeichnen. Ein gnädiger Gott – so Loffeld – ist für ein glückendes Leben offenbar nicht mehr nötig! Mehr noch: Je mehr auf Transzendenz gesetzt werde, desto weniger Relevanz werde verzeichnet. „Erlösung“ wird vielmehr zur Selbstoptimierung. Im Blick auf Erwachsenentaufen in den Niederlanden plädiert der Theologe jedoch für eine entspannte Sichtweise: „Gnade ereignet sich, ohne dass wir etwas dazu tun können.“ Große Bedeutung haben jedoch Narrationen. Loffeld fragt: Was erzählen wir über unsere Innovationen? Wie erzählen Menschen von sich? Es entstehen neue Erzählungen, die Christ:innen lernend wahrnehmen sollen.



Dr. Hubertus Schönemann ist Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

In der Diskussion und den abschließenden Statements wurde die Bedeutung der narrativen Grundstruktur nochmals unterstrichen. Was bedeuten darin die Verletzungen und Zerstörungen durch den sexuellen Missbrauch? Wir sind mit der Kirche derzeit nicht am Ostersonntag mit Jubelchristentum, wie es z. B. in der Neuevangelisierung oder anderen charismatisch-pentekostal orientierten Spiritualitäten nahegelegt wird, sondern irgendwo zwischen Karfreitag und Karsamstag.

Andere verweisen auf den Reformbedürfnisstau in der Kirche, der daran hindert, direkt Innovation zu betreiben. Erst sollten die „Hausaufgaben“ gemacht werden und die Relevanzfrage als Umsteuern der Kirche wahrgenommen werden. Das erfordert eine wirkliche Richtungsänderung, nicht nur ein „Aufhübschen“ und ein Weiterbetreiben religiöser „Versorgung“. Wieviel Zeit ist noch zum Umsteuern? Sollte man nicht jetzt schon in den volkshkirchlichen Strukturen mit den noch vorhandenen Ressourcen umsteuern? Warum ist es so mühsam, Schritte in diese Richtung zu gehen?

Die Narration, die der spirituelle und sexuelle Missbrauch und der kirchliche Umgang damit darstellen, heißt: institutionelle Selbsterhaltung um jeden Preis! Relevanz wird also zu oft noch mit der Erhaltung der Kirche verknüpft, so wie sie derzeit ist. Dieses Paradigma scheint zumindest in der katholischen Kirche noch nicht signifikant verändert. „Haben die Verantwortlichen in den letzten Jahren wirklich etwas gelernt?“, so fragt ein Teilnehmer. „Es geht noch oft genug nur ums eigene Image!“ Schließlich gehört zur wirklichen Veränderung auch das Erlernen der Kulturtechnik des „Aufhörens“. Insofern braucht Innovation auch Exnovation („Verlernen“). Hier könnte von den Trauerphasen nach Elisabeth Kübler-Ross viel gelernt werden.

Welche Learnings bleiben am Ende?

- Relevanz des Evangeliums radikal von den Menschen her denken!
- Kirchlicher Selbsterhaltungs- und Selbstoptimierungstrieb ist die Narration, die derzeit andere existentielle Narrationen verhindert/erschwert.
- Innovation im Sinne von oberflächlicher Qualifizierung/Optimierung des kirchlichen Betriebs (Normativität: Wie Kirche/Glaube zu sein hat!) ist keine Innovation; man muss offenkundig tiefer ansetzen.
- Wir müssen weg davon, dass wir die Menschen als Objekte behandeln, belehren, versorgen, sie organisieren, sie irgendwohin haben wollen oder dass sie irgendetwas tun sollen.
- Vielmehr: Aufmerksamkeit darauf und Räume dafür, wie Menschen von sich erzählen, wie sie von sich aus initiativ werden, wem und was sie auf welche Weise Relevanz beimessen.
- Kirche muss partizipativ und ermächtigend werden, in diesem Sinne Räume eröffnen: mehr Aufmerksamkeit auf freiwillig Engagierte als den Subjekten und Akteur:innen der Zivilgesellschaft.

Die Denkwerkstatt zeigt: Es lohnt sich, ökumenisch unterwegs zu sein. Der Diskurs mit der anderen Konfession ohne Positionskämpfe eröffnet Wahrnehmungs- und Diskursräume und produktive Irritationen. Es geht darum, realistisch auf Plausibilitäts- und Relevanzverluste zu schauen, aber auch den Kulturwandel und die Ausstrahleffekte neuer Sozialformen von Kirche wahrzunehmen. Auf jeden Fall gilt die Erfahrung der Jünger mit dem österlichen Christus: Wenn wir so tun, als hätten wir IHN (quasi als Besitz), ist er nicht mehr da. Die Präsenz Christi und seines Evangeliums kann „heilsanstaltlich“ nicht mehr sichergestellt werden, sie muss sich „ereignen“. Und ich/wir müssen offen dafür sein, wo und wie und mit wem es sich ereignet. Dazu braucht es geeignete organisationale und personale Rahmenbedingungen und Grundhaltungen. Die Veranstalter wollen dranbleiben und den ökumenischen Diskurs über Innovation und Kirchenentwicklung, eventuell unter Zuhilfenahme der Erkenntnisse der aktuellen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU), weiterhin fortführen und für Interessierte und Verantwortliche in den Kirchen anbieten.

[» Übersicht](#) > [Ausgabe 1 | 2023](#) > [Termine & Berichte](#) > [Wenn mir Gott zerrinnt ...: Rückblick](#)

Wenn mir Gott zerrinnt ...: Rückblick

Wie kann man angemessen von Gott reden, wenn man das Gefühl hat, dass er einem angesichts einer sich ändernden Lebenswirklichkeit förmlich zwischen den Fingern zerrinnt? Das Konstrukt eines „stabilen“ Glaubenskosmos und die religiöse Sprechfähigkeit, nicht nur der pastoralen Mitarbeiter:innen, sind bei vielen abhandengekommen, sofern sie jemals existiert haben. Aufgrund dieser Analyse hat die KAMP in Kooperation mit der Hauptabteilung für Pastorale Konzeption (IV) im Ordinariat des Bistums Rottenburg-Stuttgart beginnend im Frühjahr 2022 eine zunächst auf fünf Module angelegte Reihe durchgeführt, die aufgrund der Nachfrage um eine weitere Veranstaltung im Rahmen der Reihe „Lesenswert“ des Bistums Rottenburg-Stuttgart unter Mitarbeit des Referats Evangelisierung, Verkündigung und Katechese der KAMP im Mai 2023 ergänzt wurde.

Aktuelle theologische Ressourcen wurden vorgestellt und mit den Teilnehmer:innen in Online-Formaten und in einer Präsenzveranstaltung (Frankfurt a. M., Oktober 2022) in aktuelle praktische Bezüge gesetzt. Zu Beginn beschäftigten wir uns mit der Frage nach der Relevanz Gottes, dem nicht notwendigen Gott und dem Bedeutungsverlust von Kirche und Religion (Jan Löffeld). Die zweite theologische Ressource bildete die Vorstellung einer ereignisbasierten Pastoral und Theologie von einem fehlenden Gott (Michael Schüßler), die davon ausgeht, dass man Gott auch da entdecken kann, wo seine Spuren nicht in kirchlicher Sprache verpackt sind: Das Zerrinnen der Gottesrede markiere den Übergang von einem Ewigkeits- und Geschichtsdispositiv (Kirche als vorkonziliare *societas perfecta* bzw. als nachkonziliare, lebendige *Communio*-Gemeinde) in ein Ereignisdispositiv (situiertere Säkularität). Die dritte theologische Ressource, eine Prozesstheologie (Julia Enxing), geht davon aus, dass Gott wandelbar, prozessfähig und selbst transformierbar ist und mit der Welt in Beziehung tritt (Resonanz). Der Mensch und die Tiere sind als *co-creators* wirkmächtig und Partner Gottes, der sie durch sein Locken und Werben überzeugen möchte (*persuasion*).

In der Reihe „Lesenswert“ zu John D. Caputos Buch „*The Folly of God*“ berichteten Helena Rimmele (Gemeindereferentin) und Herbert Rochlitz (Pfarrer in Emmendingen) von ihrer Übersetzung des Buches ins Deutsche und einem Interview mit Caputo, das sie Anfang des Jahres 2023 in dessen Heimatstadt Philadelphia geführt haben. Im Werk Caputos geht es um die Schwachheit Gottes und seinen wiederkehrenden Ruf (*The Call*), der auch an Agnostiker und Atheisten ergehe. Erst die Dekonstruktion von Vorstellungen und Glaubenssätzen (*belief*), die einer verfassten und damit zeitbedingten Religion und Tradition entspringen, führe zu einer Sehnsucht und einem lebendigen Glauben (*faith*).

Ein Fazit: Im Sprechen von Gott und in der Beschäftigung mit tradierten Gottesverständnissen stellt sich bei vielen gläubigen Menschen ein Sprachverlust ein. Dieser geht einher mit einem sich langsam manifestierenden Verlust der Identifikation mit der institutionellen Kirche oder einem Relevanzverlust des Gottesglaubens. Kirche muss sich in einer sich säkularisierenden pluriformen Gesellschaft positionieren, in der sie nicht mehr alleiniger Player ist. Sie darf Säkularisierung aber gleichzeitig nicht als feindliches Gegenüber betrachten; Säkularisierung ist vielmehr neutral wahrzunehmen als Prozess eines kontinuierlichen Schwindens christlicher Religiosität, sowohl hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Gestaltung des eigenen Lebenswandels als auch bezüglich der Relevanz und der Präsenz im öffentlichen Raum.



Jasmin Hack ist Referentin für Evangelisierung, Verkündigung und Katechese in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2023 » Termine & Berichte » Insel-Erfahrungszeit für Katechumenatsbegleiter:innen

Volle Fahrt voraus!

Insel-Erfahrungszeit für Katechumenatsbegleiter:innen

„Anlanden, ankern, mit frischer Brise ablegen“ – unter diesem Motto stand eine Insel-Erfahrungszeit auf Usedom vom 11. bis 15. Juni 2023 für Begleiter:innen im Katechumenat und in Glaubenswegen Erwachsener.

Diese überdiözesane Initiative der Bistümer Hamburg, Hildesheim, Osnabrück und Erfurt erweitert das seit 2014 existierende Begegnungsforum Erwachsenentaufe. Sie will Menschen zusammenbringen, die am Katechumenat mitwirken – mit ihren Erfolgen, Erfahrungen und Fragen.

Ausgehend vom reichen Schatz biblischer Tradition, der in abwechslungsreichen, spirituellen Impulsen morgens und abends in wunderbarer Umgebung am Meer konkretisiert wurde und sich als roter Faden durch die einzelnen Einheiten zog, erwartete die Teilnehmer:innen ein inhaltlich dichtes und gehaltvolles Programm mit theoretischem Input, der produktiv in Kleingruppen und praktischen Übungen verarbeitet wurde. Dabei setzten sich die Teilnehmer:innen intensiv mit ihrer Glaubensbiographie auseinander, die existentiell zum Ausgangspunkt für selbsterfahrungsbezogenes Lernen und für die Beschäftigung mit der Begleitung von Katechumenen wird. Sie zeigten sich offen im Ausprobieren neuer Methoden (z. B. biblisches Storytelling) und brachten ihre reichen Erfahrungen, u. a. zur Prozesshaftigkeit des Katechumenats oder zu liturgischen Riten, konstruktiv-produktiv mit ein.

Bischof em. Dr. Michael Wüstenberg bereicherte die Insel-Erfahrungszeit durch seine weltkirchlichen Erfahrungen, die er in Südafrika machen durfte. Er erläuterte sensibel differenzierend den Paradigmenwechsel von Taufvorbereitung hin zum Katechumenat seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sowie die unterschiedlichen Dienste und Aufgaben im Katechumenat (z. B. Sponsor) und führte in den Ritus der zu Unrecht wenig beachteten Skrutinien ein, die Versöhnungswege darstellen und dem Katechumenen als Stärkungsritus dienen sollen.

Die bereichernden Erfahrungen und gewonnenen Erkenntnisse müssen sich selbstredend der Ambivalenz aussetzen, dass die Zahlen der erwachsenen Taufbewerber:innen zwar rückläufig sind, der Katechumenat aber die tragende „Inspiration für die Katechese“ (Direktorium für die Katechese 61) ist und nicht etwa eine Nische des katechetischen und pastoralen Handelns. Genauso werden die zukünftig aufgrund wachsendem religiösen Pluralismus und Säkularisierung schrumpfenden Gemeinden eine Herausforderung für den Katechumenat darstellen, weil die Frage immer drängender wird, in welche Gemeinden die Getauften hineinsozialisiert werden. Welche Formen und Räume des Glaubenslebens wird es geben? Diesen und weiteren grundsätzlichen Fragen und Anforderungen werden sich die, die für den Katechumenat zuständig und verantwortlich sind, stellen, um teils differente Ansichten kommensurabel zu machen.

Die Insel-Erfahrungszeit hat nicht nur erkennen lassen, dass die Begleiter:innen von Erwachsenen in ihren Glaubenswegen hochmotiviert sind und nun von Usedom ermutigt, inspiriert und vernetzt sowie mit frischem Wind für die katechetische Mitarbeit in ihre Gemeinden heimkehren. Sehr viele Teilnehmer:innen wünschten sich mehr überdiözesane Angebote wie diese Insel-Erfahrungszeit zur Weiterarbeit und Vernetzung.

Verantwortet wurde die Initiative von Ursula Kropp (Erzbistum Hamburg), Inga Schmitt (Bistum Osnabrück), PD Dr. Christian Schramm (Bistum Hildesheim), Jasmin Hack (KAMP Erfurt), Seelsorgeamtsleiterin Dr. Anne Rademacher (Bistum Erfurt) und Bischof em. Dr. Michael Wüstenberg (ehemals Diözese Aliwal, Südafrika).



Jasmin Hack ist Referentin für Evangelisierung, Verkündigung und Katechese in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

[» Übersicht » Ausgabe 1 | 2023 » Termine & Berichte » BarCamp „Tell me more“](#)

BarCamp „Tell me more“

Wie können innovative und kreative Formen für eine evangelisierende Pastoral gefunden werden? Welche Bedeutung hat die Glaubenskommunikation für Kirchenentwicklung? Diesen und weiteren Fragen widmete sich das BarCamp „Tell me more“, das pandemiebedingt zweimal verschoben wurde, aber am 27./28. März 2023 trotz des Bahnstreiks in hybrider Form (in Hamburg und über Internet) stattfinden konnte. Das Treffen richtete sich an Haupt- und Ehrenamtliche aus dem Bereich Evangelisierung, Glaubenskommunikation und Katechese und war als Begegnungsraum für Vernetzung und Austausch gedacht, in dem die Teilnehmenden als Expert:innen ihre Erfahrungen und Anliegen einbringen konnten. Veranstaltet wurde das BarCamp von SALK (Konferenz der Seelsorgeamtsleiter:innen), KKMP (Konferenz Katechese, Katechumenat und missionarische Pastoral), Bonifatiuswerk und KAMP (Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral) in Kooperation mit dem Erzbistum Hamburg.

Die Teilnehmenden hatten zunächst die Möglichkeit, kurzen Impulsreferaten zu folgen. Friederike Sittler, Theologin und Journalistin, bildete mit ihrem Impuls zu „Trotzdem katholisch“ den Auftakt. Sie wies auf den Verlust der Sprachfähigkeit vieler Lai:innen hin und auf das Stillschweigen, mit dem gerade queere Menschen zu kämpfen haben. Nichtsdestotrotz entstünde daraus eine Haltung des „Ich lass’ mich nicht vertreiben, daher bleibe ich“. Ähnlich, aber mit unterschiedlichem Ausgang argumentierte Regina Laudage-Kleeberg, Change-Managerin und Autorin von „Obdachlos katholisch“, die in ihrem Vortrag die innere Emigration, in die viele Gläubige geraten, verdeutlichte und Kirche als Projektionsfläche wahrnahm, an der man sich abarbeiten müsse. Steffen Debus und Katri Oldendorff von Churches for Future forderten in ihrem Beitrag „Ökumenisch engagiert“ jeden Einzelnen auf, im Bereich des Natur- und Klimaschutzes aktiv zu werden und nicht nur auf den Staat zu vertrauen. Der Mensch als Teil der Natur könne nicht behaupten, dass Klimaschutz ihn oder sie nichts angehe.

In Kleingruppen bzw. Breakout-Sessions konnten jeweils Resonanzen auf die Vorträge miteinander geteilt werden, woraus sich weitere Fragestellungen und Anregungen ergaben, die in Themen-Clustern von den Teilnehmenden selbst entwickelt und in den Gruppen diskutiert wurden. Neben allgemeineren Fragen nach einer Theologie des Einfachen, dem Mehrwert des christlichen Glaubens angesichts spiritueller Vielfalt oder einer Förderung der Sprachfähigkeit kamen auch praktisch orientierte Fragestellungen wie die nach mehrsprachigen Glaubensgesprächen, dem Gelingen eines kirchlichen *cultural turn* im Bereich Klimawandel oder dem Erhalt der Gesundheit, u. a. durch Yoga.

Der Wunsch nach Vernetzung und kollegialem Austausch unter den Teilnehmer:innen war deutlich zu erkennen, ebenso die hohe Relevanz, die der gemeinsam geteilte Glaube und die einzelnen Projekte vor Ort einnehmen. Dennoch waren auch Herausforderungen und Irritationen wahrzunehmen, was Form und Umsetzbarkeit des Glaubensvollzugs angeht sowie die selbstreferentielle Verortung im binnenkirchlichen Raum. Umso bedeutsamer sind Formate wie das BarCamp, die Gelegenheit bieten für den Austausch über Spiritualität und dafür, über das Why des eigenen Tuns neu sprachfähig zu werden. Das innovative und evangelisierende Potential des BarCamps wird sich an den regionalen Projekten und im Arbeitsalltag jedes und jeder Einzelnen zeigen.



Jasmin Hack ist Referentin für Evangelisierung, Verkündigung und Katechese in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2023 » Rezensionen » Des Kaisers neue Kleider

Des Kaisers neue Kleider

Systemerhalt oder Ekklesiogenese? Vom Missverständnis einer gabenorientierten Pastoral

Charismenorientierung und auch Engagementförderung dürfen nicht nur neue Chiffren und Methoden zur Bewahrung einer bestimmten traditionellen (gemeindezentrierten) Kirchengestalt sein! So könnte man vielleicht eine zentrale Botschaft des Buches zusammenfassen.

Also nichts Neues – zumindest für diejenigen, die sich seit Jahren mit Kirchenentwicklung befassen? Tatsächlich begegnen hier viele „alte Bekannte“: Christoph Theobald und die *pastoral d'engendrement* ebenso wie die Kultur des Rufes aus dem Erzbistum Poitiers, die *fresh expressions of church* wie die Erprobungsräume. Und darüber hinaus ist das Buch an etlichen Stellen „selbstreferentiell“, wenn die AutorInnen auf eigene frühere Publikationen verweisen.

Doch will das etablierte Autorengespann die Leserinnen und Leser zu tiefergehender Reflexion mitnehmen. Dabei können Hennecke und Viecens auch mit ihren vielen Erfahrungen aus der Praxis, aus der Begegnung mit Gemeinden, Gremien und Gruppen punkten. So tritt im Laufe des Buches immer mehr ein weiterer Aspekt hinter der Oberfläche gemeindlicher Realität in den Vordergrund: dass allzu oft der Kern christlichen Lebens, die Dynamik des Evangeliums, aus dem Blick geraten ist. Das Autorenpaar plädiert deshalb für eine neue spirituelle Grundhaltung, die die Begegnung – mit Gott und Menschen –, die Gemeinschaft, das Wirken des Geistes in den Vordergrund stellt. Hennecke und Viecens wollen den Blick öffnen für das Werden, das Neue, das schon heute geschieht, das sich nicht in den Rahmen einer pfarrei- und gemeinde- und hierarchiefixierten Struktur zwängen lässt, sondern diese Rahmung aufzubrechen, aber auch neu zu füllen vermag. „Kirche ist dann vor allem jenes Ereignis des Lebens, das aus echter Begegnung wächst“ (111).

So ist dieses Buch eine Anregung zum eigenen Nachdenken, die auf Fallstricke und problematische Kirchenbilder genauso aufmerksam macht wie nach dem eigenen (christlichen) Leben fragt. Damit Kirche nicht länger „nackt“ dasteht wie der Kaiser in seinen „neuen Kleidern“.

Martin Hochholzer



Christian Hennecke/Gabriele Viecens, Des Kaisers neue Kleider. Systemerhalt oder Ekklesiogenese? Vom Missverständnis einer gabenorientierten Pastoral, Würzburg: Echter Verlag 2022, ISBN: 978-3-429-05808-1, 134 Seiten, € 14,90.

Atheistisch glauben

Ein theologischer Essay

Atheistisch glauben – diesem vermeintlichen Widerspruch widmet sich Hartmut von Sass in seinem Essay, dessen intendierte Leser:innenschaft ein breites Publikum sein soll, von Fachleuten bis zu „fachlich unbelasteten Interessierten“ (8). Gleich in der Vorbemerkung erfährt man, dass „atheistisch“ als adverbiale Qualifizierung zu bewerten ist, die den Glauben konkretisiert. Sass will den Essay nicht als einen Beitrag zum Thema Säkularisierung und religiöse Indifferenz verstanden wissen, sondern den Glauben durch seinen Antagonisten bestimmen und beweisen, dass es keinen Widerspruch zwischen Glaube und alternativen Weltdeutungen gibt. Das zeigt er mittels einer Analogie aus dem Kunstmilieu: Drei Personen – ein Vertreter eines Auktionshauses, ein Kunstliebhaber und eine Chemikerin – stehen vor einem Gemälde und betrachten es auf der Grundlage ihrer je eigenen Profession auf unterschiedliche Weisen, die aber miteinander vereinbar sind.

Der Atheismus soll „als Element des Glaubens unter post-theistischen Konditionen“ begriffen werden und sich als A-Theismus gegen allzu personal-bildhafte Vorstellungen von Gott richten. Dazu gehören klassische superlative Bezeichnungen wie „allgütig“, „allmächtig“ und „allwissend“, da sie ein unangemessenes Verständnis von Gott fördern. Diese Deutungen wiederum ziehen die Theodizee-Frage nach sich, so dass man zwangsläufig in Erklärungsnot gerate, warum Gott angesichts von Leid nicht interveniert, um es abzuwenden. Polemisch gesprochen sei diese Form von Personalismus nichts Anderes als „naiver Anthropomorphismus“ (32).

Im Zentrum des zweiten Abschnitts stehen Fragen, wie der Glaube in einem „nachmetaphysischen Zeitalter“ (Habermas) profiliert sein kann – jedenfalls nicht naiv –, und wie die Blickrichtung, nach Ludwig Wittgenstein ein Aspekten-Sehen, geschult sein kann. Diese Fragen entwirft von Sass anhand philosophisch-theologischer Begriffsdefinitionen (vgl. II Vorbereitung: Zur Architektur des Glaubens, hier Kapitel 1: Theismus, Atheismus, A-Theismus sowie Kapitel 2: Die Formen des Glaubens als faktual, fiduzial und modal). Im Wechsel der Aspekte werde Neues entdeckt und der Glaube umcodiert, so dass sich im konstant gehaltenen ontologischen Inventar erkennen lasse, was ohne den Glauben nicht möglich gewesen wäre. Diese neue Weltsicht bestimme den ganzen Menschen, was sich nicht zuletzt auch an seinen Anfechtungen, den sich kontinuierlichen Glaubenszweifeln bewahrheitete. Anfechtungen als die *troublemaker* des Glaubens gehören zum Leben des gläubigen Menschen dazu: „Ein Glaube, der sich selbst in angeblich sicheren Gewissheiten wähnt, ist ein Widerspruch in sich selbst.“ (78)

Im dritten Abschnitt geht von Sass darauf ein, was es bedeutet, den Glauben als eine Weise, das Leben zu führen, anzusehen. Das hat einerseits Konsequenzen für den Umgang mit der Schöpfung, aber auch mit dem Bösen. Die christliche Religion wolle keine Antworten auf die Faktizität des Bösen geben, sondern einen sinnvollen Umgang mit „existentiellen Abgründen“ (102) bieten. An dieser Stelle geht von Sass mittels des zuvor geprägten modalen Glaubensbegriffs auch auf die Erlösung von Sünde ein, die – gegen Kant, Augustinus und Kierkegaard – darin bestehe, nicht zu glauben, was weitreichende Folgen für die Vorstellung von der Erbsünde als einer „*a priori*-Sündigkeit“ (vgl. 111) habe.

Ausgehend von der Annahme, Gott sei nicht als personales Gegenüber (be-)greifbar, stellen Gebete eine besondere Herausforderung dar, sind sie doch die Kulmination jeglicher Kommunikation mit Gott. Ein atheistentes Glaubensangebot habe einen Perspektivwechsel und damit einen nicht durch Menschen beeinflussbaren Gott zum Inhalt. Von Sass plädiert dafür, „hoffnungsvoll [zu] leben“ (137), wofür er zur Konkretisierung zuvor den Begriff „Modalisierung des Glaubens“ eingeführt hat.

Der Essay lädt ein zu einem Perspektivwechsel, resp. zu einer Transformation: den Unglauben – vielleicht auch in Gestalt des Zweifels – nicht als Antagonisten sehen, sondern als Teil des Glaubens. Hinsichtlich ethischer Fragen hat diese Sichtweise Konsequenzen, wie wir die Welt beurteilen. Sie ist demnach als Gottes Schöpfung klassifiziert und Tiere wie Menschen sind Mitgeschöpfe. Bedenkt man die Chancen dieses Ansatzes im Blick auf Natur- und Klimaschutz, dann leistet von Sass mit seinem Essay einen nicht zu verachtenden Beitrag zu öko-theologischen Fragestellungen.

Jasmin Hack



Hartmut von Sass, *Atheistisch glauben. Ein theologischer Essay*, Berlin: MSB Matthes & Seitz 2023, ISBN: 978-3-7518-0541-4, 151 Seiten, € 14,00.

[» Übersicht](#) > [Ausgabe 1 | 2023](#) > [Zu dieser Ausgabe](#)

[Zu dieser Ausgabe](#)

ISSN: 2191-3781

URN dieser Ausgabe:

urn:nbn:de:0283-euangel1-2023_4

Bildnachweis Titelbild:

Kerryanna Kershner/pixabay.com – [vereinfachte Pixabay-Lizenz](#)

| Katholische Arbeitsstelle
| für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion

Impressum

Herausgeber

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP e.V.)

Holzheienstraße 14
99084 Erfurt
Tel.: 0361 / 54 14 91-0
Fax: 0361 / 54 14 91-90
sekretariat@kamp-erfurt.de
www.kamp-erfurt.de

Vertretungsberechtigter Vorstand:

Dr. Ralph Poirel (Vorsitzender)
Registergericht: Amtsgericht Bonn,
Register-Nr.: VR 9063,
Steuer-Nr.: Finanzamt Bonn Innenstadt: 205/5766/1873

Inhaltlich verantwortlich für diesen Internetauftritt:

Dr. Hubertus Schönemann
Holzheienstraße 14
99084 Erfurt

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN: 2191-3781

Newsletter

Wenn Sie bei Erscheinen einer neuen Ausgabe von euangel informiert werden möchten, können Sie den [Newsletter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral](#) abonnieren. Er wird jeweils versandt, sobald eine neue Ausgabe bereitsteht.

Bilder und Copyright

Soweit nicht anders angegeben:

© 2010–2023 KAMP und deren Lizenzgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild Ausgabe 1/2013:
Angelika Kamlage, angelika-kamlage.de

Titelbild Ausgabe 2/2013:
Katharina Wagner / Pfarrbriefservice.de

Titelbild Ausgabe 3/2013:
Tobias Kläden, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2014:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 2/2014:
© stockphoto-graf / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 3/2014:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2015:
Roark / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2015:
AnnaER / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2015:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2016:
© Rawpixel.com / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 2/2016:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2016:
NASA

Titelbild Ausgabe 1/2017:
Pieter Bruegel der Ältere [Public domain], via [Wikimedia Commons](#)

Titelbild Ausgabe 2/2017:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2017:
OpenClipart-Vectors / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2018:
ElasticComputeFarm / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2018:
auntmasako / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2018:
walkerud97 / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2019:
Pexels / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2019:
Simedblack / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2019:
geralt / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2020:
Thomas Milz, Adveniat

Titelbild Ausgabe 2/2020:
Prawny / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2020:
hpgruesen / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2021:
Bru-nO / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2021:
Gina_Janosch / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2021:
Samantha Borges / Unsplash

Titelbild Ausgabe 1/2022:
oleg_mit / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2022:
Connor Hall / Unsplash

Titelbild Ausgabe 3/2022:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2023:
Kerryanna Kershner/pixabay.com – [vereinfachte Pixabay-Lizenz](#)

Gestaltung

Georgy · Buechner
www.georgy-buechner.de

Technische Umsetzung

Ulfried Herrmann
www.yellowlabel.de

| Katholische Arbeitsstelle
| für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion